

+25

INHALTSVERZEICHNIS:

ADMV	3
Blindenverband	7
Coubertin (Simon)	11
Olympia-Abiturienten	15
Arbeitersport Julius Deutsch	21
Wer war eigentlich Amateur (Stenzel)	30
DTSB-Feier	38
Olympia-Ausscheidungen 1964	- 43
Länderkampf USA-DDR	58
Tour de France	64
ZITATE	75
Rezension (Witt)	
(Simon DHFK)	82
Rezension ADMV	
Gedenken (Hoecke Fiebelkorn, Langheinrich)	

Ein halbes Jahrhundert bezahlbarer Motorsport

Von HARALD TÄGER und HORST SCHOLTZ

Am 2. Juni 2007 beging der Allgemeine Deutsche Motorsportverband e.V. (ADMV), der nach 1990 konsequent seine Selbständigkeit bewahrte, sein 50. Gründungsjubiläum. Das war zunächst Anlass für eine Zeitreise durch die zurückliegenden 50 Jahre in einer Sonderschau gleichen Namens im Rahmen der Auto-Erlebnis-Messe AMI vom 14.-22. April 2007 in Leipzig. Auf einer Ausstellungsfläche von ca. 600 qm in Halle 1 der Neuen Messe ließen unterschiedliche Fahrzeuge den Motorsport von gestern und heute im ADMV nach- und gewissermaßen auch miterleben. Die Landesverbände des ADMV führten Festveranstaltungen durch, zum Beispiel fand in Potsdam am 12. Mai 2007 die des Landesverbandes Brandenburg statt, und am 2. Juni, dem Gründungstag, hatte der ADMV zu einem Festakt ins Sport- und Bildungszentrum Blossin geladen, zu dem Hartmut Pfeil, der ADMV-Präsident seit 1991, 125 Mitglieder begrüßen konnte, unter ihnen drei der Gründungsmitglieder, 13 Mitglieder, die vom Anbeginn - also 50 Jahre - dem Verband angehören, und natürlich Athletinnen und Athleten, die mit ihren sportlichen Leistungen ADMV- und Sport-Geschichte schrieben. Das waren Athleten, wie der dreifache Weltmeister Paul Friedrichs (Moto-Cross / 500 ccm 1966, 1967, 1968) oder der Motorbootrennsportler Bernd Beckhusen, der bereits 1969 den ersten Weltmeistertitel in der Klasse 0 bis 250 ccm für den ADMV gewann, die also schon das „außerordentliche Jahrzehnt“¹⁾ dieses Verbandes mit prägten, Geländefahrer aus den siegreichen Trophy- und Silbervasenmannschaften des ADMV von 1963 bis 1987 oder die 32-fache DDR-Meisterin im Wasserski Gabriele Hüller und die renommierte Automobil-Rallyefahrerin Monika Petzold. Die Geschichte des ADMV, wie sie zum Beispiel der anlässlich des Jubiläums herausgegebene Band „Zeitreise 1957 - 2007“²⁾ oder auch der anlässlich des 40-jährigen Jubiläums in dieser Zeitschrift im Heft 4/1997 erschienene Rückblick³⁾ nachzeichnen, ist die eines der sportlich erfolgreichsten deutschen Motorsportverbände. Und sie ist die Geschichte einer Solidargemeinschaft, die sich uneingeschränkt für den Breitensport, das heißt für bezahlbaren Motorsport engagiert hat und engagiert. Das belegen vor allem der Umgang mit weitreichenden Forderungen und einschneidenden Ereignissen, wie der Beschluss von 1973, keine Welt- oder Europameisterschaften mehr auszurichten und auch an solchen Meisterschaften nicht mehr teilzunehmen - einzige Ausnahme waren die

Six Days im Motorradgeländesport/Enduro. Nach 40 Jahren ADMV - also mehr als 25 Jahre nach diesem Beschluss - schätzten wir ein, daß noch „die Auswirkungen dieses Beschlusses im Prozess der Vorbereitung von Weltspitzenleistungen zu spüren sind. Wir können und dürfen aber auch nicht übersehen und vergessen, dass dadurch der Breitensport und der Sport mit Serienfahrzeugen forciert worden ist. Neben den Lizenzklassen entstanden Ausweisklassen. Die große Beteiligung machte das möglich. Die Nachwuchsentwicklung war gesichert und neue Disziplinen wurden eingeführt. Seit 1976 entwickelte sich der Auto-Cross-Sport und 10 Jahre später konnte die 19. Disziplin im Angebot des ADMV, der Rennsport mit historischen Fahrzeugen, aufgenommen werden. Der Motorsport im ADMV war finanzierbar, attraktiv, spannend und mitreißend trotz der Einschränkungen im Leistungsbereich.“⁴⁾

Als ein weiterer Beleg erwies sich der Beschluss von 1990, die Selbständigkeit des Verbandes zu bewahren und sich nicht einer altbundesdeutschen Organisation anzuschließen bzw. unterzuordnen.

1990 waren bis zum Jahresende im Motorsport des ADMV praktisch kaum Veränderungen zu spüren. Eine Woche nach der Währungsunion mussten dann aber alle Einnahmen und Kosten am Sachsenring - für das letzte Rennen auf dem alten Kurs - erstmals in DM kalkuliert und zugleich die Beendigung der Mitgliedschaft des ADMV in der Internationalen Motorradsport-Föderation (FIM), der Internationalen Automobil-Föderation (FIA), der Internationalen Motorwassersport-Union (UIM) und der Weltunion für Wasserski (UMSN) sowie die Einstellung der eigenen Sportgesetzgebung vorbereitet werden. Am 9./10. Juni 1990 fand aber in Zschopau ein Lauf der Enduro-WM statt, eine Prädikatsveranstaltung der FIM. Im September startete eine Nationalmannschaft des ADMV - wenn auch vorläufig das letzte Mal - bei den Six Days, ebenso ein Team beim WM-Moto-Cross der Nationen. Ab Januar 1991 galt dann die Sportgesetzgebung der Obersten Nationalen Sportkommission für den Motorradsport (OMK) und der Obersten Nationalen Sportkommission für den Automobilsport (ONS). Maßgebliche Sportwarte, wie Renn- und Fahrleiter, Schiedsrichter, Sportkommissare und Techniker des ADMV drückten die Schulbank und arbeiteten sich ein. Gemeinsam wurde ein Übergangsjahr vereinbart, ab 1992 galten schließlich alle technischen und sportgesetzlichen Bestimmungen. Einige ADMV Sportarten bzw. -Klassen, „verschwanden“ von der Bildfläche, fanden kaum noch Interessenten: Einzylinder-Motorradrennsportklasse, Rennwagen mit 1600 ccm; Karts und Moto-Cross-Maschinen oder Serientrialmaschinen. Neue Technik war angesagt. Während einige Sportler dank ihrer Leistungen, Popularität oder eines gut bezahlten Jobs die neue Situation finanziell bewältigten, mussten andere wegen unlösbarer Probleme aufgeben. Bezogen auf die Sportarten und Klassen reduzierte sich die

Anzahl der Fahrer von 1990 nach fünf Jahren auf weniger als 50 Prozent. Neu hinzu kamen allerdings Geländewagentrial mit Allradfahrzeugen, Kart-Slalom und Motorschlittenwettbewerbe. Die Tourenwagen der Rundstrecke fanden sich im ADMV-Trabant-Lada-Racing-Cup (TLRC) wieder, aus dem Pneumant-Pokal wurde der ADMV-Rallye-Pokal und die Seriensportler richteten die ADMV-Meisterschaften im Zweiradrallye- und Orientierungssport aus. Unabhängig von den vielen objektiven und künstlich errichteten Hürden, die der ADMV in dieser Zeit mit seinen Clubs überwinden musste, blieben die motorsportlichen Ereignisse faszinierende Darbietungen der ADMV-Aktiven. In Teterow fand das 75. Bergrennen (FIM-Preis der Nationen) statt, in Berlin-Hohenschönhausen gaben sich beim „Master of Spikes“ die besten Eisspeedwayfahrer ein Stelldichein, in Leipzig feierten Tausende Fans die Aktiven beim Hallen-Cross und beim Supercross. 1998 wurde der ADMV als Mitglied in den Deutschen Motorsport Bund (DMSB) aufgenommen, der im Jahr zuvor aus ONS und OMK hervorgegangen war. Von nun an gehörte der Verband dazu, wenn auch bescheiden mit lediglich drei Vertretern in den insgesamt 33 Ausschüssen und den 91 Ausschussmitgliedern, aber satzungsgemäß und anerkannt.

Der ADMV beschritt nun auch neue Wege und die Zahl der Veranstaltungsjubiläen nahm zu. Im Teutschenthaler Talkessel fand 2001 die Motocross-WM erstmalig in allen drei Soloklassen an einem Wochenende statt. In Teterow wurde 2002 das Speedwaystadion „Arena am Kellerholz“ eingeweiht. Der MC Freital organisierte die 30. Motorrad-Langstreckenfahrt „1000 km durch Deutschland“, der MC Wriezen sein 70. und der MSC Rügen sein 60. Moto-Cross. Der MC Meißen führte den 30. Silbernen Stahlschuh durch, der MC Güstrow feierte 40 Jahre Speedway und der MC Mecklenburgring Parchim lud zum 80. Sandbahnrennen ein. Die ADMV-Rallye Erzgebirge, als Wismutrallye geboren, wurde 40 Jahre und der Trabant-Racing-Cup 10 Jahre alt. Der Automobilrallyesport fand neue Veranstalter in Plauen, Grünhain, Zwickau, Freiberg und Niesky. Vor allem die Lausitzer belebten die Rallyeszene und zwar so, dass erstmals das Finale der deutschen Meisterschaft in der Lausitzer Bergbau- und Seenlandschaft ausgetragen wurde. Selbst die Baja, eine Art Langstreckenrallye, organisierte der Rallye-Renn-Club Lausitz (heute Rallye-Renn- und Wassersport-Club Lausitz) zweimal. Fünfzig Jahre nach der Bahnschließung starteten 2005 in Berlin-Karlshorst erstmals wieder Langbahnfahrer. In Neustadt-Dosse drehten in der Pferdesporthalle erstmals Bahnsportler ihre Runden und der MSC Lugau organisierte gemeinsam mit Partnern in Chemnitz Supercross-Wettbewerbe. Die Kartslalomsporler in Dresden, Schmalkalden, Aue und Zeulenroda stellten ein eigenes ADMV-Programm zusammen, für Kartrennsportler bot sich der Freizeitsport an.

Für die Motorradrennsportler wurde die lizenzfreie ADMV-Motorrad-Leistungsüberprüfungsmeisterschaft eingeführt, auch im Motocross entstand eine ADMV-Serie. Die Motorschlittensportler führten die ADMV-Sachsenmeisterschaft in ihrer Sportart ein. Zum lizenzfreien Programm gehörten nun auch der ADMV-Classic-Cup für historische Motorräder und Wagen und der ADMV-Drift-Cup (Supermoto).⁵⁾ Zu den Höhepunkten und Sternstunden des Motorsports im ADMV zählten zweifellos solche Erfolge, wie der erste Enduro-Weltmeister (80 ccm) für den ADMV durch Thomas Bieberbach (1990), die Langbahnweltmeisterschaft 2002 durch das ADMV-Mitglied Robert Barth, der erstmals Langbahnweltmeister wurde, und der Gewinn der Bronzemedaille durch Christian Hefebrock (Liebenthal) bei der Speedway-Junioren-Weltmeisterschaft 2006. Im selben Jahr schickte der ADMV auch seine erste Clubmannschaft zu den Six Days.⁶⁾ Zweifellos ist das mit ein Ergebnis der gezielten Nachwuchsförderung, in deren Ergebnis 2002 erstmals junge Aktive als ADMV-Fördersportler berufen wurden. Künftig möchte der ADMV seine Kernangebote weiter ausbauen: das sind vor allem typische Dienstleistungen für mobile Menschen, der Amateursport und der Nachwuchssport. Die Solidargemeinschaft steht im Mittelpunkt. Neben Sportlern und Veranstaltern sollen über den Dachverband auch Sportwarte des ADMV, also Renn- und Fahrleiter, Sportkommissare oder Schiedsrichter, besser gefördert und in diesem Jahr damit begonnen werden, Lizenznehmern zum Jahresende einen angemessenen Betrag von der Lizenzgebühr zurückzuerstatten. Außerdem zahlt der ADMV als einziger Dachverband in Deutschland ca. 20 Prozent aus dem Verbandsbeitrag der Mitglieder an ihre Ortsclubs zurück, was sich als einzigartige zusätzliche Fördermaßnahme der Ortsclubs erwiesen hat. Alles entsprechend dem Credo und den Intentionen des Verbandes, auch in Zukunft „...eine lebendige Breitensportorganisation“ zu sein.

ANMERKUNGEN

- 1) Vgl. Schottz, H./Täger, H.: 40 Jahre ADMV. Beiträge zur Sportgeschichte 411997, S. 80 ff.
- 2) Vgl. Täger, H.: Zeitreise 1957 - 2007. Berlin 2007, 152 S.
- 3) Vgl. Scholtz, H./Täger, H.: A.a.O., S. 78-87
- 4) Ebenda, S. 84
- 5) Vgl. Täger, H.: A.a.O., S. 30 f.
- 6) Vgl. ebenda, S. 34 ff

50 Jahre Allgemeiner Deutscher Blindenverband (ADBV)

Von WERNER UHLIG und HERMANN DÖRWALD

Seit 1945 gab es im Osten - zuerst in Sachsen - Blindenausschüsse auf Kommunal-, Kreis- und Landesebene. Am 24. und 25. Mai 1957 wurde dann in Halle (Saale) der Allgemeine Deutsche Blindenverband der DDR gegründet. Verbandspräsident wurde der kriegsblinde Dr. Helmut Pielasch, der selbst systematisch und nachhaltig auf diese Verbandsgründung hingearbeitet hatte. Das äußerte sich in einer Reihe offizieller Glückwünsche anlässlich des Gründungskongresses, zum Beispiel auch in dem von Otto Grotewohl, dem Ministerpräsidenten der DDR. Was die ganz konkreten Lebensbedingungen der Blinden in der DDR betraf, hatte der zweite Arbeitsausschuss für Blindenfragen bereits vor der Verbandsgründung fruchtbare Arbeit geleistet. Vor allem ab 1956 sind sozialpolitische Verordnungen und Beschlüsse wirksam geworden, über die wir uns damals außerordentlich gefreut haben. So erhielten berufstätige Blinde einen Zusatzurlaub von sechs Werktagen pro Jahr. Blinde Arbeitslose gab es übrigens nicht! Schon 1955 fiel im Ministerium für Kultur, dem die Deutsche Zentralbücherei für Blinde (DZB) in Leipzig unterstand, die für alle Punktschriftleser in guter Erinnerung gebliebene Entscheidung, der zufolge die Preise für Blindenschriftbücher im Buchhandel angepasst wurden. Vergleichen wir Blindenbücherpreise von 1956 und heute: Für Friedrich Schillers "Wallenstein" bezahlten wir 2,40 Mark und heute kostet das Buch laut DZB-Preisliste 40,90 Euro, für "Das siebte Kreuz" von Anna Seghers zahlten wir 2,85 Mark und heute 53,39 Euro... Dennoch war der Alltag für uns nicht leicht. Wohnungen mit Zentralheizung standen uns in größerer Anzahl erst ab den 70er Jahren zur Verfügung, beispielsweise in Leipzig im Stadtteil Grünau. Blinde wurden bei der Vergabe solcher Wohnungen bevorzugt. Heute müssen sich allerdings Blinde, die dort eine Wohnung beziehen konnten, durch den so genannten Rückbau, wodurch auch das Wohnumfeld beeinträchtigt wird und die Geschäfte verschwinden, wieder anderswo eine Wohnung suchen. Unvergessen bleiben Kultur und Sport im Verbandsleben des ADBV. Nicht nur, dass es beinahe selbstverständlich war, ins Theater und in die Oper zu gehen. Es kamen auch große Künstler und sogar Weltmeister in unsere Mitgliederveranstaltungen. Als Thomas-Kantor Hans-Joachim Rotzsch mit einem Teil des Thomanerchores für Leipziger Blinde im Jugendclubhaus „Erich Zeigner“ auftrat oder Täve Schur uns in einem Saal der Kongresshalle von der

Friedensfahrt erzählte, sind das Erlebnisse gewesen, an die man auch heute noch gern zurückdenkt.

Am schönsten war aber wohl, dass sich unter uns Blinden und Sehschwachen selbst eine beachtliche Anzahl von Sängern und Musikanten zu Chören und Instrumentalgruppen zusammenfanden, die anderen und sich selber zur Freude unsere Verbandsveranstaltungen bereicherten. Das Kulturensemble unseres Verbandes nahm erfolgreich an den Arbeiterfestspielen teil, das Mädchenterzett und das Flötenquartett aus Karl-Marx-Stadt wirkten in Rundfunksendungen mit. In Leipzig hatten wir einen Frauenchor, eine Tanzkapelle und die landesweit beliebte Folkloregruppe „Porlamondo“ („Für die Welt“). Natürlich gab es unter uns auch Kegelsportler, Skat- und Schachspieler. Stimmungsvolle Wettkämpfe lieferten sich die Klingel-Rollball-Mannschaften - heute heißt das Goalball. Die Hochburg des Blindensports war Karl-Marx-Stadt. Wir blinden Schwimmer von Chemie Leipzig mussten uns aber auch nicht verstecken. In den besten Zeiten trainierten wir viermal pro Woche, davon zweimal auf der 50-Meter-Bahn im Schwimmstadion. Am 1. Deutschen Blindensportfest, das vom 1.-3. Juli 1955 in Wuppertal stattfand, nahmen über 30 blinde Frauen und Männer der Sektion Versehrtensport im Deutschen Sportausschuss (DS) teil. Die meisten kamen aus Leipzig von der BSG Chemie, andere von den Blindenanstalten Halle, Magdeburg, Halberstadt und Frankfurt/Oder. Diese Mannschaft leitete der damalige 1. Präsident der Sektion Versehrtensport im Deutschen Sportausschuss (DS), Josef Schopp aus Leipzig. Als Betreuer waren die Sportfreunde Kneuttsch von der Blindenschule Halle und Dörwald aus Dresden dabei. Alle Teilnehmer der Mannschaft aus der DDR warteten mit hervorragenden Leistungen auf, ob Leichtathleten oder Schwimmer. Ein Aufsehen erregendes Novum bei diesem Blindensportfest war das Reigenschwimmen der blinden Frauen von der BSG Chemie Leipzig, das großen Beifall fand. Der Vater" dieses weit über die Grenzen hinaus berühmten Figurenreigens der blinden Frauen war übrigens Josef Schopp, der Präsident der Sektion Versehrtensport. Nach der Gründung des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB) am 27.-28. April 1957 gründeten Versehrte und Behinderte am 4. Juli 1959 in Halle (Saale) den Deutschen Verband für Versehrtensport (DVfV) als Mitgliedsverband im DTSB, in dem alle, ob Gehörlose, Körperbehinderte und Querschnittsgelähmte, Blinde und Sehschwache und später auch geistig Behinderte, gemeinsam und miteinander kooperierend ihren Sport organisierten. Selbstverständlich wirkten sie auch mit den verschiedenen Verbänden der Behinderten zusammen. Bereits wenige Monate nach der Gründung des DVfV unterzeichneten am 6. Februar 1960 der Präsident des ADBV, Dr. Helmut Pielasch, und der Präsident des DVfV, Willi Linnecke, eine Arbeitsvereinbarung über die Aufgaben von Körperkultur

und Sport und ihre gemeinsame Verwirklichung. Denn blinde und sehschwache Sportlerinnen und Sportler trugen seit Beginn der 50er Jahre jährlich Meisterschaften aus, Pokalwettkämpfe fanden statt, nationale und internationale Vergleiche wurden durchgeführt. Zum Beispiel trafen sich die blinden Schachsportler aus Österreich und der DDR nahezu vom Anbeginn in regelmäßigen Abständen zu einem Länderkampf im Blindenschach. Vor allem die Zahl der Kinder und Jugendlichen, die sich sportlich betätigten, nahm weiter zu. 1958 hatten 24 Jugendliche an den Internationalen Sportwettkämpfen der blinden und sehschwachen Jugendlichen in Leningrad teilgenommen, seit 1958 führten die Blindenschulen - anfangs noch gemeinsam mit den Gehörlosenschulen - zentrale Sportfeste durch, 1959 lud die Blindenschule Karl-Marx-Stadt anlässlich ihres 150jährigen Bestehens zu einem DDR-offenen Sportfest ein, 1961 wurde an der Blindenschule in Königswusterhausen eine eigene Sportgemeinschaft gegründet. Selbstverständlich nahm auch die Zahl der Sportarten zu, in denen Blinde und Sehschwache sich versuchten oder ihre Meister ermittelten. Waren das zunächst Schach, Kegeln (Asphalt und Bohle) und Rollball, ermittelten Blinde und Sehschwache später auch ihre Meister im Schwimmen und in der Leichtathletik. Besonders Wandern zählte schließlich zu einer der beliebtesten und von vielen bevorzugten Sportarten. Eine der letzten Sportarten, in der Blinde sich erprobten, war ab 1987 Triathlon (mit Partner 400 m Schwimmen, 20 km Tandem, 5-km-Lauf). Vieles wurde vom DVfV und dem ADBV gemeinsam in Angriff genommen, wie die regelmäßig erneuerten Vereinbarungen zwischen beiden Verbänden und die gemeinsam durchgeführten Beratungen belegen¹⁾. Das galt insbesondere für alle Initiativen und Vorhaben, um das Recht jedes Behinderten oder Versehrten zu verwirklichen, sich entsprechend seinen Möglichkeiten sportlich zu betätigen und dafür auch die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen. Insofern war es nur folgerichtig, dass im April 1974 Dr. Dr. Helmut Pielasch zum Vizepräsidenten des DVfV gewählt wurde und er nun in dieser Funktion die Interessen der blinden und sehschwachen Sportlerinnen und Sportler vertrat. International hatten zunächst vor allem die Blindenschachsportler auf sich aufmerksam gemacht. 1961 belegten sie während der internationalen Mannschaftskämpfe im Blindenschach in Meschede (BRD) gemeinsam mit Österreich den 3. Platz. 1964 führte der Internationale-Blinden-Schachbund (IBSA) seinen III. Weltkongress und die II. Schacholympiade in Kühlungsborn (DDR) durch, wo die Nationalmannschaft ebenfalls Rang 3 erreichte, den sie 1976 auch während der V. und 1980 während der VI. Blindenschacholympiade errang. Anlässlich der VI. Einzelmeisterschaft im Blindenschach der IBCA 1986 in Moskau (UdSSR) gewann Olaf Dobierzin die Bronzemedaille.

Noch erfolgreicher waren die blinden Schachsportler im Fernschach. Die DDR-Mannschaft K.P. Wünsche (Berlin), W. Kranz (Leipzig), R. Kehl (Halle) . E. Hoffmann (Karl-Marx-Stadt) sicherte sich bei der II. Blindenfernschacholympiade (1976-1980) die Goldmedaille. Und 1981 wurde Klaus Peter Wünsche Weltmeister im Blindenfernschach (Turnierbeginn war am 1.4.1979). Auch in anderen Sportarten, zum Beispiel in der Leichtathletik und im Schwimmen gingen Blinde und Sehschwache bei internationalen Wettkämpfen erfolgreich an den Start. Die 1. Europäischen Sportspiele für Blinde fanden 1977 in Poznan (VR Polen) statt. Die Sportlerinnen und Sportler aus der DDR erkämpften in der Gesamtwertung den 3. Platz und errangen 7 Gold-, 3 Silber- und 4 Bronzemedailles. Goldmedaillen gewannen die Vollblinden Regina Schuffenhauer (50 m Brustschwimmen), Gerd Franzka (100 m Brustschwimmen) und Henry Schenker (Speerwerfen) sowie die Sehschwachen Evelyn Böhm (60-m-Lauf, Weitsprung, Kugelstoßen) und Sibylle Pißarek (50 m Freistil).²⁾ All das und vieles andere, vor allem das Engagement für den Kinder- und Jugendsport - die Mitgliedschaft in den Schulsportgemeinschaften war kostenlos, selbst für Starts bei Wettkämpfen des DVfV mussten keine Startgelder bezahlt werden - und die zunehmenden Möglichkeiten sportlicher Tätigkeit für alle Blinden und Sehschwachen trugen zur internationalen Anerkennung all dieser Bemühungen und ihrer nicht zu übersehenden Ergebnisse bei. Die DDR gehörte auch zu den Gründungsmitgliedern des Internationalen Blindensportverbandes (IBSV) 1981 in Paris. Zum ersten Präsidenten wurde der damalige Vizepräsident des DVfV Dr. Dr. Helmut Pielasch gewählt. Viel bliebe wäre noch zu berichten über die gemeinsamen Aktivitäten von ADBV und DVfV, vor allem über das engagierte Wirken der Trainer, Übungs- und Wanderleiter und Funktionäre. Und es wäre allen zu danken, insbesondere anlässlich des 50. Jahrestages der Gründung des ADBV. Zwar erhielten bei der diesjährigen Mitgliederversammlung des Leipziger Blindenverbandes 12 Mitglieder eine der speziellen Braille-Urkunden für ihre 50jährige Mitgliedschaft im Verband - so auch Gerhard Mathow, der 1957 zum ersten Vorsitzenden des ADBV-Kreisvorstandes in Leipzig gewählt worden war - doch wurden weder seine Leistungen als Kreisvorsitzender gewürdigt noch in der Feier das von vielen Geleistete angemessen gewürdigt. Chronistenpflicht gebietet, das wenigstens zu vermerken.

ANMERKUNGEN

1) Vgl. Dörwald, Hermann: Chronik des Versehrtenports der DDR. Dresden 2003, 194 S.

2) Vgl. ebenda

Coubertins soziale Ziele

Von HANS SIMON

Als Pierre de Coubertin am 2. September 1937 74jährig im Park von Lausanne plötzlich starb, hatte sich das Leben eines humanistischen Denkers, Pädagogen Diplomaten, Dichters, Historikers und „Sportfunktionärs“ - oder sollte man treffender „Sportpropagandisten“ sagen? - vollendet, der als Wiedererwecker der Olympischen Spiele, als Begründer des modernen Olympismus und Schöpfer der Olympischen Spiele der Neuzeit in die Geschichte eingegangen ist. Coubertin hat seinen Zielen, der Entwicklung und Förderung des Sports sein ganzes Leben gewidmet und auch sein Vermögen geopfert.(1/S.11)

Der Sproß einer Adelsfamilie wollte - nach Studien in England (Thomas Arnold) - der französischen Jugend unter den Bedingungen der III. Republik ein neues Gesicht geben, indem er Schülersportvereine und Wettkämpfe ins Leben rief, also den Sport als immanenten, neuen Bestandteil der Erziehung in die tägliche Praxis einzuführen versuchte. Dabei hatte er stets die ganze Jugend und die ganze Nation im Auge, nicht nur privilegierte Schichten. Es ist das Kennzeichen Coubertinscher Zusammenschau der Dinge die nationalen Begrenzungen zu überwinden. Für ihn ist die Athletik „international und demokratisch, folglich den Ideen und Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt. Aber heute wie ehemals wird ihre Wirkung heilsam oder schädlich sein, je nach dem Nutzen, den man aus ihr ziehen, und der Richtung, in der man sie einpendeln wird. Die Athletik kann die edelsten, wie die niedrigsten Leidenschaften ins Spiel bringen; sie kann Uneigennützigkeit und Ehrgefühl genau so entwickeln wie Geldgier; sie kann ritterlich oder verderbt, männlich oder roh sein. Schließlich kann man sie genauso gut verwenden den Frieden zu festigen wie Krieg vorzubereiten“(3/S.25) Diese umfassende Charakterisierung von 1894 findet sich auch in seinem politischen „Testament „1925. (4/S.144) Daß für Coubertin die gesellschaftlichen Bedingungen des Sports entscheidend sind für seine Funktion geht aus der schon 1895 gestellten Frage hervor: „In welcher modernen und den Gegenwartsbedürfnissen entsprechenden Denkkordnung finden wir das ethische Gegengewicht, das den modernen Athletismus davor bewahren könnte in die Geschäftemacherei, hineingezogen zu werden und so schließlich im Schmutz zusammenzuberechen?“ (1/S.13)

Es scheint so, als hätte Coubertin schon vor 112 Jahren Probleme einiger Sportarten des Jahres 2007 vorausgesehen, wenn man die mehr oder weniger hilflosen Maßnahmen von Verbänden und Regierungen im

Deutschland des 21. Jahrhunderts bedenkt. Dieser Ansicht war auch seine Biografin Eyquem: „Coubertin ist ein Dichter, er lebt in der Phantasie, er träumt zugegeben, aber er ist auch ein Mann der Tat. , Er experimentiert seine umfassende Intelligenz wägt das Wirkliche inmitten der Gegenwart ab und errät bisweilen die Konturen der Zukunft." (1/S.115)

So war für ihn „die kleine Republik des Sports eine Miniaturdarstellung des demokratischen Modellstaates.“ Er wollte beides miteinander verbinden, fand jedoch nicht die Mittel und Methoden, weil er übersah, dass es keine gleichen Bedingungen für die Menschen in der Klassengesellschaft gab und schrieb 1919: „Einst war die sportliche Betätigung der gelegentliche Zeitvertreib der reichen und untätigen Jugend. Dreißig Jahre lang habe ich mich bemüht sie zu einem gewohnten Vergnügen auch für das Kleinbürgertum werden zu lassen. Nun muß noch das Leben der proletarischen Jugend von der Freude am Sport durchdrungen werden, weil sie das billigste Vergnügen, das dem Prinzip der Gleichheit am besten entsprechende, das wirksamste gegen den Alkohol und das produktivste an beherrschten und kontrollierten Energien ist. Alle Sportarten für alle!"(1/S.14f) Hier zeigte sich der liberale Demokrat, der an die Vernunft appellierte und zugleich von den Stadtverwaltungen forderte, mehr Sportplätze zu schaffen oder wenigstens kleine Wiesen als Spielfelder auszuweisen, für ein Sportprogramm auch Gebäude zur Verfügung zu stellen.

Es ging ihm um die Sportmöglichkeiten , also die materiellen Bedingungen für den Sport. (3/S.131f) und diese Bedingungen waren für die Arbeiterklasse unzureichend weil die bürgerliche Ordnung „die Unterwerfung des Individuums, auf seine Eingliederung in Verfügbarkeit der vier Kräfte, auf die sich die besitzende Klasse stützt: Imperialismus, Militarismus, Plutokratismus und Klerikalismus.“ (1/S.108) Eine derartige Abhängigkeit des Einzelnen von den herrschenden Mächten läßt ihn zu der Folgerung kommen „die kapitalistische Gesellschaft ruht nur noch auf Heucheleien."(1/S.108)

Damit wendete sich Coubertin direkt der Arbeiterklasse zu, allerdings vorrangig unter dem Gesichtspunkt der Bildung. Daher stellte er die Frage: „Ist es überhaupt damit getan, die Privilegien der oberen Schichten abzuschaffen, müßte man nicht zur Vervollständigung der Reformen jetzt nicht vielmehr der Arbeiterklasse diese Privilegien einräumen?" (1/S.66) Zweifellos hat diese Frage, die Coubertin für sich bejahte, eine logische Folge, weil die „Arbeiterklasse, die von den Besitzenden keinerlei Unterstützung erfährt, in Gesetzen nach Hilfe sucht und verlangt, daß ihr auf Kosten anderer geholfen werden soll." (1/S.67)

Hat diese Überlegung Coubertins angesichts der Situation der Arbeiterjugend an den deutschen Universitäten, die sich hohen

Studiengebühren und Bittgängen zu den BAFÖG-Büros gegenübersteht, nicht hohe aktuelle Bedeutung? Coubertin forderte die Gründung von Arbeiteruniversitäten, an denen auch eine breite historische Bildung vermittelt wird (1/S.95), die die Verdienste und Fehler jeder Nation beim Namen nennen soll. So wird der Chauvinismus, rückgedrängt der „weltweiten Aufruhr auszulösen“ (1/S.97) droht. 1891 lud Coubertin führende Politiker an die Sorbonne ein, um über die Arbeiteruniversitäten zu beraten, darunter auch den Sozialisten Jean Jaures. Er riet, dafür die praktischen und am wenigsten aufwendigen Organisationsformen zu untersuchen und die Fächer und Studiengebiete auszuwählen, „die zu einer Universitätsbildung der Arbeiter am geeignetsten sind“ (1/S.111). Im Jahre 1921 erschien die Schrift „Die Arbeiteruniversitäten“, die von den Arbeiterstudenten selbst geleitet werden sollten als ein Instrument des Ausgleichs der Bildungsmöglichkeiten. 1922 und 1923 veröffentlicht Coubertin zwei weitere Arbeiten zu diesem Thema und eine eigene Charta der Arbeiteruniversitäten (1/S.112f). In Lausanne regte er an, im „Haus für das Volk“ die Universität zu realisieren und veröffentlichte 1933 ein Vorlesungsverzeichnis für Übungen in Physik, Chemie, Medizin, Sozialökonomie, Rechtswissenschaft, Geschichte, Kunstgeschichte, Gewerkschaftsbewegung, Fremdsprachen (1/S.114). Er setzte auf pädagogische Reformen und forderte das Proletariat auf „auf das Absolute als Ziel und auf Gewaltanwendung als Mittel zu verzichten“ und erläuterte: „um der verderblichen Gewaltanwendung zu entrinnen, die sein Anliegen zum Scheitern verurteilen könnte, muß man das Proletariat in einen Bildungsstand versetzen, durch den es gegen sich selbst ausreichend Abwehrkräfte entwickeln kann, um der noch so berechtigten Empörung und der ganz offensichtlichen Ungerechtigkeit entgegenzustehen, damit es endlich in Beharrlichkeit, aber mit Ruhe seine eigene Aufwärtsentwicklung verfolgen kann.“ (1/S.109f) So blieb Coubertin gänzlich in den Vorstellungen und Rahmenbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft, die er bessern wollte, in der er der Arbeiterklasse Gleichberechtigung verschaffen wollte. Ja, er maß ihr geschichtliche Kräfte zu, als er 1922 in dem Artikel „Zwischen zwei Gefechten - vom Olympismus zur Arbeiteruniversität“ erklärt: „Ich setze große Erwartungen in die Arbeiterklasse. In ihrem Schoß ruhen wirkungsvolle Kräfte. Sie scheint mir zu großen Taten fähig.“ (1/S.115) Schon früher, im Jahre 1920 anlässlich der Eröffnung des olympischen Kongresses in Antwerpen betonte Coubertin, daß die Proletarier die Mehrheit der Bevölkerung darstellen und forderte deshalb, auch der proletarischen Jugend „kostenlos oder fast kostenlos den Weg zur Anleitung und Übungsmöglichkeit im Sport“ frei zu machen.(4/S.132) Zahlreiche Vorschläge und Vorstellungen Coubertins in der Olympischen Geschichte sind realisiert oder weiterentwickelt worden; die sozialen Ziele

harren in wesentlichen Teilen noch ihrer Verwirklichung. Coubertins Erben in aller Welt bleiben ihnen verpflichtet, Zumal er auch Olympiasieger geworden war. 1912 im Kunstwettbewerb mit seiner „Ode an den Sport“ (Unter den Pseudonymen Georges Hohrod und Martin Eschbach eingereicht.) Deren letzte Strophe lautete:

*O Sport Du bist der Friede!
Du schlingst ein Band um Völker,
Die sich als Brüder fühlen in gemeinsamer Pflege
Der Kraft, der Ordnung und der Selbstbeherrschung.
Und Charaktereigenschaften anderer Völker
Schätzen und Bewerten
Sich gegenseitig messen, übertreffen, das ist das Ziel:
Ein Wettstreit in dem Frieden.
(4/S. 105f)*

Literaturverzeichnis

1. Eyquem, Marie-Therese :Pierre de Coubertin - ein Leben für die Jugend der Welt. 1972 Dortmund Schopp Verlag
- 2.Coubertin, Pierre de :*Einundzwanzig Jahre Sportkampagne (1887 - 1908)* 1974 Ratingen Henn Verlag
3. Coubertin Pierre de :Olympische Erinnerungen. 1984 Berlin Sportverlag
- 4.Ullrich, Klaus :Coubertin - Leben, Denken und Schaffen

Jugend erforscht Olympia

Von JOSEPHIN RÖHLER

In den Tagen um den Jahreswechsel 2005/2006 gab es für den Abiturjahrgang des Schuljahres 2006/2007 des Christoph-Gottlieb-Reichard-Gymnasiums in Bad Lobenstein einen Vorgeschmack auf künftigen Prüfungsstress. Es ging dabei um die im Zeitraum eines Jahres gruppenweise zu schreibenden Seminarfacharbeiten.

Seit dem Schuljahr 1999/2000 gibt es in Thüringen für die Schüler der 10. bis 12. Klassen ein neues Unterrichtsfach. Sein Anliegen ist es, die Schüler zu selbständigem Lernen, zu Formen wissenschaftlichen Arbeitens zu führen. In diesem Rahmen ist im 12. Schuljahr eine Seminarfacharbeit zu schreiben, die bewertet und in einem Kolloquium verteidigt wird und auf Wunsch der Schüler in das Abiturergebnis eingehen kann. Die Arbeiten werden von den Seminarfacharbeitern betreut. Zusätzlich können die Schüler einen Außenbetreuer auswählen, der die inhaltliche Betreuung des gesamten Arbeitsablaufes übernimmt. Wir wählten dafür den Rentner Dieter Hertwig, der über außergewöhnliches Wissen um den Sport und eine reich bestückte Sportbibliothek verfügt.

Das Thema war frei wählbar. Es soll Verknüpfungen zu anderen Unterrichtsfächern ermöglichen und einen engen Bezug zu Problemen der Region ermöglichen.

Wir, je zwei Schülerinnen und Schüler, hatten ein hier ungewöhnliches Thema gewählt: „Die antike Botschaft vom Olympischen Frieden - Ideal oder Wirklichkeit. Wie lebendig ist die Olympische Idee in der Region Bad Lobenstein?“ So war unsere überwiegend theoretische Ausrichtung der Arbeit sicher ein Wagnis und stieß trotz einer sehr gut bewerteten Präsentation auf wenig Zustimmung.

Um uns Neulinge in solcher Arbeit - wir wurden 1988 geboren, dem Jahr also, als die olympische Geschichte der DDR endete - an diese Aufgabe heranzuführen, fuhr Herr Hertwig mit uns zu einer Buchlesung von Heinz-Florian Oertel nach Rudolstadt. Wir sprachen dort mit Herrn Oertel und seinen Begleitern, Rennschlitten-Olympiasiegerin Margit Schumann und Bob-Olympiasieger Dieter Schauerhammer, über unser Vorhaben. Sie erklärten sich sofort bereit, uns ihre Meinung zum Thema schriftlich mitzuteilen. So kamen wir auf die Idee, weitere Zeitzeugen um Unterstützung zu bitten.

Für die Überlegungen, Hinweise und Materialien, die wir von Frau Schumann, den Herren Heinz-Florian Oertel, Klaus Huhn, Volker Kluge, Jörg Ulrich Hahn von der FAZ, Joachim Fiebelkorn und dem NOK für

Deutschland erhielten, bedanken wir uns herzlich. Ein besonderes und anspornendes Ergebnis unserer Briefaktion war der freundliche Kontakt über Telefon, Computer und Briefe, den Herr Fiebelkorn mit uns hielt und der uns im Verlaufe unserer Arbeit Impulse gab und durch den uns mancher Rat erreichte.

So konnten wir optimistisch an unsere Arbeit gehen.

Zuversichtlich schauten wir auch auf die Winterspiele in Turin, denn wir hofften, mit einer Medaille des Weltklasse-Skilangläufers Axel Teichmann den Abschnitt über den Regionalsport „schmücken“ zu können.

Zuvor aber ging es um den grundsätzlichen Inhalt unserer Arbeit. Die Beratungen mit dem Betreuer, die nach Notwendigkeit durchgeführt wurden, führten zur Herausbildung einheitlicher Auffassungen in allen Themenbereichen, eine straffe Kontrolle sicherte die Einhaltung und Erfüllung des Arbeitsplanes. So entstand eine Grobkonzeption für den Inhalt und bildete die Grundlage für die detaillierte Gliederung der Arbeit. Wir nahmen uns vor, die Beziehungen zwischen Olympia und Frieden über den gesamten Zeitraum der Spiele der Antike und der Neuzeit zu verfolgen und die wesentlichsten Ergebnisse zu beurteilen. Daraus ergeben sich die Hauptgliederungspunkte:

1. Die Spiele der Antike und der Mythos vom Gottesfrieden.
2. Die Umsetzung und Weiterentwicklung des Friedensgedankens bei der Begründung der Olympischen Spiele der Neuzeit.
3. Das erste olympische Jahrhundert der Spiele der Neuzeit. Ergebnisse und Probleme bei der Verwirklichung der olympischen Friedensidee.
4. Olympia zwischen Krieg und Frieden.
5. Teilnehmen ist wichtiger als siegen - Olympisches aus der Region Bad Lobenstein.

Die Termine wurden bestimmt, die Übergabe der zu studierenden Literatur organisiert.

Da die erforderlichen Studienmaterialien fast ausnahmslos im privaten Besitz unseres Betreuers waren und an Zahl, Themenvielfalt und Spezifik den Bibliotheksbestand in der Region um ein Vielfaches übertrafen, gewannen wir erheblich an Zeit für Studium. Die organisatorischen Probleme waren überwiegend gelöst, wir konnten uns nun auf unsere Texte konzentrieren. Die Zustimmung in den Briefen unserer Zeitzeugen war auch moralisch eine große Hilfe, konkrete Ratschläge wurden unverzichtbar.

Mit der Arbeit wuchs unser aller Interesse an der olympischen Geschichte. Jeder für sich machte die Erfahrung, dass das vermeintliche Sportthema vor allem historisch, sportpolitisch und gesellschaftspolitisch zu sehen ist. Das haben wir auch in unserer Einleitung zum Ausdruck gebracht.:

„Die olympische Bewegung stand nie außerhalb der Gesellschaft. Die Olympischen Spiele der Antike waren ebenso ein Kind ihrer Zeit, wie es die Spiele der Neuzeit seit ihrer Wiederbegründung bis heute sind. Daraus resultiert auch, dass die Jahrtausende alte, zutiefst politische und zugleich im Mittelpunkt der Menschheitssehnsucht stehende Frage nach einer Welt in Frieden auch eine olympische Frage wurde.“

Diese Sichtweise erleichterte uns nicht nur eine sachliche Beurteilung, sie bewahrte uns auch vor überzogenen Erwartungen bzw. Negierung der Wirkungen der olympischen Friedensidee.

Inhaltlich konzentrierte sich der erste Schwerpunkt auf Ursprünge, Entwicklung, Wirkungen und Grenzen des „Heiligen Friedens“ von Olympia, genannt Ekecheiria. Dabei gab es reichlich Gelegenheit, Beziehungen zum Unterrichtsfach Geschichte herzustellen. Besonders beeindruckte uns, dass in dem politisch zersplitterten Griechenland, wo andauernde Rivalitäten und kriegerische Auseinandersetzungen mit Nachbarstaaten fast zum Alltag gehörten, die oft auch als olympischer Waffenstillstand bezeichnete Ekecheiria über ein Jahrtausend jedes vierte Jahr die im wesentlichen regelmäßige Durchführung der Spiele gewährleistete. Leider behandelte das uns zur Verfügung stehende Studienmaterial die Wirkungen des „Heiligen Friedens“ sehr stiefmütterlich und stellte mehr seine Grenzen heraus.

Andreas Höfer zitiert in seinem Buch „Der olympische Frieden - Anspruch und Wirklichkeit einer Idee“ Prof. Lämmner: „Über das unmittelbar religiös-festliche Erlebnis hinaus verfügten die Spiele keinen weitergehenden Zweck.“

Es steht uns wohl nicht zu, hier Zweifel anzumelden, aber: gilt das für die 1000 Jahre ihrer Durchführung? Wurden nicht schon im 6. Jahrhundert v. Chr., als die Wettkämpfer und Besucher in großer Zahl aus Kolonien kamen und „Olympias neue Rolle als Schauplatz der regelmäßigen Heimattreffen der Auslandsgriechen“ (Prof. Sinn) begründeten, über das Zitat hinausgehende Akzente gesetzt?

Gingen nicht auch von den griechischen Staatsmännern, bedeutenden Heerführern und den großen Geistern der Antike, die die Spiele besuchten, starke gesellschaftliche und geistig-kulturelle Werte aus?

Wir haben das in unserer Arbeit bejaht und zugleich auf die Grenzen der Ekecheiria aufmerksam gemacht. Der Frieden war nie das Ziel, zu dem die Spiele beitragen sollten, sondern allein die Voraussetzung für deren reibungslosen Ablauf. Dennoch liegt darin die eigentliche Botschaft der antiken Spiele, die lauten könnte, dass jedes große Menschheitswerk des Friedens bedarf, um erfolgreich verwirklicht zu werden.

Der Begründer der Olympischen Spiele der Neuzeit, Pierre de Coubertin, hat diese Botschaft entsprechend den Bedingungen seiner Zeit umgesetzt. Für uns kam es darauf an, die von Coubertin formulierte

olympische Friedensidee klar herauszuarbeiten, weil die Friedenswirkung der Olympischen Bewegung nur auf dieser Grundlage realistisch zu beurteilen ist. Höfer schreibt dazu, dass der Bezug auf Coubertin notwendig sei, weil er „als erster und vielleicht einziger Philosoph und Prophet der Olympischen Bewegung theoretisch begründet hat.“

Deshalb haben wir Höfers Aussage sinngemäß übernommen: Coubertin hat erstmals in der Geschichte des Sports einen Zusammenhang zu Frieden und Völkerverständigung hergestellt... Er sah in den Olympischen Spielen das Forum, um Menschen verschiedener Nationalität, Rasse und Religion zu einem gewaltfreien und geregelten Wettstreit zusammenzuführen und damit einen neuen Weg zu Frieden und Völkerverständigung zu beschreiten.“

Die Olympischen Spiele sollten also nicht das Bild einer heilen Welt vermitteln oder die Probleme der Welt vergessen machen, sondern eine erstrebenswerte Utopie vor Augen führen.

Volker Kluge formulierte das in einem Brief an uns so: „Der eigentliche Wert liegt in der Botschaft, die von ihnen (den Olympischen Spielen) ausgeht: Die Sportler aus über 200 Ländern sind in der Lage, ihre Wettkämpfe nach gemeinsamen Regeln, unter Einhaltung des Fairplay und ohne Diskriminierung auszutragen. Insofern geben sie ein Beispiel für die internationale Politik.“

In den beiden folgenden Punkten der Gliederung haben wir wesentliche Faktoren untersucht, die die Olympische Friedensidee befördert haben bzw. ihr entgegenstanden.

Ausgehend von dem in Coubertins Friedensgedanken begründeten Anspruch des Internationalen Olympischen Komitees, dass die Olympische Bewegung einen Beitrag zu Frieden und Völkerverständigung leisten will, haben wir in der Seminarfacharbeit für die Tätigkeit des IOC zwei Konsequenzen zu begründen versucht. Erstens die Aufgabe, zu sichern, dass die Spiele ihren Beitrag zu Frieden und Völkerverständigung nachhaltig zum Ausdruck bringen. Dieses Bemühen ist an zahlreichen Beispielen nachweisbar.

Die zweite Konsequenz ergibt sich aus der Olympischen Charta, in der festgeschrieben ist, dass sich das IOC alleine, bzw. bei bestehender Möglichkeit gemeinsam mit anderen Organisationen an Aktionen zur Stärkung des Friedens beteiligt. Die sich daraus ergebende Forderung an das IOC zum friedenspolitischen Handeln ist unüberhörbar. Das allerdings wurde, auch gefördert durch die verlogene These vom „unpolitischen Sport“, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht so begriffen und sollte auch so nicht begriffen werden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist das IOC auch nicht über Willenskundgebungen hinaus gekommen. Dieser Widerspruch zwischen Anspruch und Tat ist in unserer Seminararbeit Gegenstand der Kritik.

Höfer verweist in seinem Buch auf diese Problematik und stellt fest, dass das IOC nicht immer im Sinne der Friedensidee gehandelt und sich ohne zwingenden Grund widerstandslos den politischen Realitäten gebeugt hat. Er sieht als grundsätzliches Problem, dass der Widerspruch zwischen selbstverkündetem Friedensanspruch und der politischen Wirklichkeit die gesamte olympische Geschichte bestimmt, eine Tatsache, die viele Medien nutzten, um die gesamte olympische Friedensidee in Misskredit zu bringen.

Die Front der Kritiker ist groß. Ihr Argument ist die unbestreitbare Feststellung, dass Olympia weder einen Krieg verhindert noch beendet hat. Auch wir haben im Anhang unserer Arbeit in einer Zusammenstellung „Olympia und Kriege“ feststellen müssen, dass in den ersten 100 Jahren der Spiele der Neuzeit weltweit an keinem Tag die Waffen schwiegen. Doch unsere Absicht war es nicht, das Scheitern des „Olympischen Friedens“ zu begründen, sondern auf die Unfähigkeit der Bewegung, Kriege zu verhindern hinzuweisen und daraus nun erst recht die Konsequenz abzuleiten, die Friedenswirksamkeit der Spiele zu stärken und nicht dem Unterhaltungsbedürfnis nach dem Muster Hollywoods zu opfern, wie das besonders eindringlich bei den Eröffnungs- und der Abschlussveranstaltungen der Spiele seit 1980 demonstriert wird.

Dass aber der Gedanke des olympischen Friedens trotz alledem lebendig blieb und eine nicht abschätzbare Zahl von Anhängern der Spiele erfasst, hat sich sicher auch deshalb herausgebildet, weil Olympia trotz alledem Friedenswerbung und Friedenswirkung zugleich verkörpert.

Mit dem im 20. Jahrhundert erfolgten Aufstieg zum Weltsportereignis Nr. 1 rückten die Spiele zunehmend ins Blickfeld der Politik. Auch dadurch wurden sie nur zu oft beschädigt und infrage gestellt.

In unserer Arbeit haben wir die Beschädigung des Coubertinschen Friedensgedankens durch Kriege, den internationalen Terrorismus, Rassismus und Nationalismus sowie durch konträre ideologische Positionen von Staaten und Staatengruppen vornehmlich während des Kalten Krieges untersucht. Hier einige Erkenntnisse, die uns besonders bewegten: Die beiden Weltkriege, die massiv die Existenz der olympischen Bewegung bedrohten, beweisen unmissverständlich, dass Krieg und Olympia unvereinbare Gegensätze sind.

Die Friedensidee, so wie sie sich auch im olympischen Geist spiegelt, war das erste Opfer der beiden Weltkriege, woran der Kriegsverursacher Deutschland durch die Verfälschung der olympischen Idee und den Missbrauch der Spiele maßgeblichen Anteil hatte.

Bei den politischen Angriffen auf Olympia gab es in beiden Kriegen wenig Unterschiede, die prinzipielle Zielstellung war ja identisch: Verwerfen des humanistischen Inhalts der olympischen Idee, vorrangig des sich mit Frieden und Völkerverständigung verbindenden Konzeptes Coubertins.

Betroffen machte uns, dass deutsche Sportfunktionäre wie Carl Diem seit dem ersten Weltkrieg und Ritter von Halt in der Zeit des Nationalsozialismus sich nicht nur an die Seite der sport- und friedensfeindlichen Kräfte stellten, sondern auch deren eifrige Erfüllungsgehilfen wurden. Diems schriftlich niedergelegte Ansichten, in denen der Krieg als eigentliches Bewährungsfeld des Sports verherrlicht und der Opfertod fürs Vaterland gepriesen wird, sind die Perversion der olympischen Idee.

Im Ergebnis unseres Studiums olympischer Literatur entstand auch ein Gliederungspunkt über die Zukunft Olympias. Unser Ausgangspunkt dabei waren die als „Aufbruch in die olympische Einheit“ gefeierten Spiele von Seoul 1988, die ein ganz besonderes Signal setzten.

Die unter IOC-Präsident Samaranch vorgenommenen gravierenden Erweiterungen des olympischen Regelwerkes, die u.a. Olympia dem Kommerz und, in dessen Schatten, für den Professionalismus öffneten, brachten nicht nur Milliardenollarbeträge für das IOC, sondern auch ein verändertes Olympia.

Die olympische Zukunft findet ohne Coubertin statt. Dessen Nachfolger haben sich nicht nur in der Frage nach Markt oder Tempel für den Markt entschieden, sie führten und führen auch sein Motto, wonach teilnehmen wichtiger sei als zu siegen, ad absurdum, denn für den Professionalismus ist diese Losung ohne Inhalt. Er will mit dem Sport Geld verdienen, ob bei Olympia oder anderen Veranstaltungen.

Die Feststellung H.F. Oertels in einem ND-Interview, dass er das IOC nicht mehr als Sachwalter der Olympischen Idee sehen könne, hat sich für uns bestätigt. Die Aussage, dass die Olympische Idee im Alltagssport vertreten wird, im Kinder- und Jugendsport, im Sport von Millionen Menschen, haben wir im letzten Schwerpunkt unserer Arbeit als Maßstab für den Regionalsport genommen. Dank der Unterstützung aus Sportvereinen, von Reportern der Regionalzeitungen sowie unserer ehemaligen Sportlehrerin und Olympiateilnehmerin Burghild Wiczorek haben wir „Olympisches“ in der Region Bad Lobenstein aufgespürt.

Leider erfüllte sich unser Wunsch nicht, die Arbeit mit olympischen Erfolgen Axel Teichmanns zu „schmücken“ und wir mussten uns mit dem Satz trösten: so ist halt der Sport. Sein Auftreten am Ort der Winterspiele, um nach noch nicht ganz überstandener Krankheit seine Sportkameraden moralisch zu unterstützen, ist aber auch Olympia.

Letztlich zeigte sich, dass unsere Anstrengungen auch so erfolgreich waren, uns viel Freude bereiteten und wir für die Seminarfacharbeit und deren Verteidigung „olympischen Lohn“ erhielten.

Anmerkung des Betreuers Dieter Hertwig: Die Seminararbeit erhielt 14 von 15 zu vergebenden Wertungspunkten.

SPORT UND POLITIK

Von Julius Deutsch (†)

Der österreichische Sozialdemokrat Julius Deutsch (1884 - 1968) gehörte zu den führenden Persönlichkeiten des Arbeitersports. In der Politik erwarb er sich einen Namen als Gründer des Republikanischen Schutzbunds, der in Österreich als Gegengewicht zu den sogenannten Heimwehren entstand. 1934 floh er in die Tschechoslowakei und kämpfte von 1936 bis 1939 als General auf Seiten der republikanischen spanischen Armee. Bis 1951 leitete er nach seiner Rückkehr in Wien die Sozialistischen Verlagsanstalten. 1928 war im Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger sein Buch „Sport und Politik“ erschienen, aus dem wir im Vorfeld seines 40. Todestages diesen Auszug bringen.

[...] Gibt es einen neutralen Sport?

Unter den vielen Hunderten bürgerlicher Zeitungen, die jahraus und jahrein über den Sport schreiben, wird es wohl nur ganz wenige geben, die nicht mit dem Bruststone der Überzeugung versicherten, dass es ihnen gar nicht einfallen, auch auf diesem Gebiete „Politik“ zutreiben. Nein, der Sport, so wird uns immer wieder versichert, sei eine rein menschliche Angelegenheit, die mit den Gegensätzen der Klassen und Parteien nichts, aber schon gar nichts zu tun habe. Nur die unentwegten Klassenkämpfer auf der proletarischen Seite seien es, die auch in das harmlose Treiben des Sports ihre Brandfackeln schleudern und so den Frieden gewalttätig stören... Es scheint, als ob die Heuchelei zum unentbehrlichen Rüstzeug der Diskussion über den Sport gehörte, denn sonst würde man nicht immer wieder diesem Versuche begegnen, die Tatsachen zu verschleiern. Betrachten wir einmal das, was man uns als neutralen Sport zu präsentieren sucht, was wir aber viel einfacher und klarer als bürgerlichen Sport bezeichnen:

In seiner Reinkultur zeigt er sich bei den großen, prunkvollen Veranstaltungen, die die Sensationslust veranstaltet. Da werden Wochen vorher die Reklametrommeln gerührt, bis Zehntausende Menschen am Tage des Ereignisses zusammenströmen. Die sehen dann voll fiebriger und mit allem Raffinement künstlich aufgestachelter Leidenschaft zu, wie einige Rekordjäger sich um einen hohen Preis raufen. Der hohe Preis, um den es geht, gehört genau so dazu, wie die sonstige marktschreierische Aufmachung. Je roher und gefährlicher der Sportzweig ist, um den es sich da handelt, desto größer ist die Anziehungskraft. Die Wettkämpfe der Boxer stellen aus diesem Grunde alle anderen in den Schatten. Als Tunney und Dempsey in Chicago um die Weltmeisterschaft boxten, bereiteten die bürgerlichen Sport- und die Tageszeitungen die Bevölkerung wochenlang auf dieses große Ereignis vor. Als dann endlich der heißersehnte Tag gekommen war, gebärdete

sich eine 160.000köpfige Menschenmenge wie irrsinnig bei jedem „Schwinger“ und bei jedem „Haken“ den einer der Champions austeilte. Die einzelnen Phasen des blutigen Schauspiels wurden durch den Rundfunk der spannungsvoll horchenden Welt verkündet. Einige Menschen hat beim Zuhören am Radio vor Aufregung der Schlag getroffen.

Aber schließlich hat sich die Veranstaltung trotz dieser bedauernden Zwischenfälle sehr gelohnt, denn was besagten die paar toten Zaungäste des Vergnügens gegenüber der viel beachtenswerteren Tatsache, daß der eine Boxer sich nicht weniger als eine Million und der andere eine halbe Million Dollars erboxt hatte. Ungerechnet die Summen, die im Wege der Reklame und der Eintrittspreise und gar noch jener, die durch die Wetten in Umlauf gesetzt worden sind. Ja, das war ein großer, ein historischer Tag des bürgerlichen Sports!

Man wende uns nicht ein, daß dieser Boxer-Wettkampf eine Entartung gewesen sei, die auch ernste Leute im bürgerlichen Sportlager verurteilt haben. Mit einer derartigen Ausrede, die einer verlogenen Bemäntelung gleichkommt, ist nichts getan. Es handelt sich vielmehr um die Frage, ob eine Veranstaltung, wie die des Chicagoer Boxer-Wettkampfes nicht der inneren Wesenheit des bürgerlichen Sportes entspricht und infolgedessen mit ihm untrennbar verbunden ist. Wie schaut es denn mit den üblichen Veranstaltungen des bürgerlichen Sports aus? Zeigen sie nicht im kleinen haarscharf alle jene Züge, die uns beim amerikanischen Boxer-Wettkampf ins Riesenhafte verzerrt entgegengrinsen?

Der bürgerliche Sportbetrieb ist samt und sonders auf die individuelle Spitzenleistung eingestellt. Rekord und abermals Rekord - das ist das Zauberwort um das sich alles dreht. Man glaubt, weiß Gott, welchen Grad von Glückseligkeit erreicht zu haben, wenn ein Springer anstatt einen Meter und fünfundsiebzig Zentimeter einen Meter und neunzig Zentimeter hoch springt. Die Läuferleistungen eines Nurmi oder Dr. Peltzer werden wie ein Wunder bestaunt und mit der marktschreierischsten Reklame, die nur möglich ist, bedacht. [...] Für die Entfaltung menschlicher Tüchtigkeit ist es ganz gleichgültig, ob dem Fräulein Eberle noch eine Durchquerung einer Meeresecke gelingt oder nicht. [...] Das sind Artistenkunststücke, die mit Sport, der einer harmonischen Ausbildung des ganzen Körpers, nicht aber der hypertropischen Entwicklung einzelner Körperteile zustrebt, nichts zu tun haben. Artistenkunststücke gehören in den Zirkus, gegen den wir, als einer Stätte des Vergnügens, natürlich nichts einzuwenden haben. Man soll uns nur nicht einzureden versuchen, daß zwischen dem Zirkus und der Volksgesundheitspflege des echten Sports ein Zusammenhang besteht.

Das Streben nach Spitzenleistungen im Sportbetrieb ist verständlich, hat auch einen gewissen erzieherischen Wert und wird deshalb von uns

keineswegs in Bausch und Bogen verdammt. Wir wenden uns aber mit aller Entschiedenheit gegen die von der bürgerlichen Presse aller Länder so sorgsam gehätschelten Übertreibung der Spitzenleistung, gegen die Rekordsucht, die eine große Gefahr für jeden ernstesten Sportbetrieb ist. Aber der Rekordfanatismus des Bürgertums ist durchaus kein Zufall. Der bürgerliche Sport ist individualistisch. Das ist seine tiefste Wesenheit. Er stellt die Gemeinschaftsleistung des Massensports gegen die Spitzenleistung des einzelnen zurück. Der bürgerliche Sport kann folgerichtig nichts anderes sein als der sportliche Ausdruck des sonstigen bürgerlichen Lebens. So wie in der Gesellschaftsordnung des Kapitalismus der Stärkere über den Schwächeren siegt und zu Ehre, Ruhm und Reichtum aufsteigt, ist es auch im bürgerlichen Sportleben. Jeder kämpft für sich und gegen alle.

Für unsere Betrachtung ergibt sich somit die Feststellung, dass der bürgerliche Sport mit Notwendigkeit jene Charaktereigenschaft herausbildet, die dem kapitalistischen Leben eigentümlich ist, vor allem also einen hemmungslosen Egoismus.

In der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ist um Geld alles feil. Warum sollte man da sich nicht auch die Sportler kaufen können? Von der Rekordjägerei zum Berufsspielertum ist nur ein Schritt.[...] An und für sich ist es natürlich nicht unehrenhaft, um Geld sportliche Leistungen zu zeigen. So wenig wie das Gewerbe des Artisten hat das des Berufsspielers etwas Anrühiges an sich. Der eine wie der andere kann selbstverständlich ein durchaus ehrenhafter Mensch sein und auf einwandfreie Weise sich sein Brot verdienen. Darum handelt es sich in diesem Zusammenhang nicht. Es gilt vielmehr zu untersuchen, ob und welche volkserzieherischen Qualitäten dem Sporte innewohnen. Von diesem Standpunkte aus ist es klar, daß der Berufssport so gut wie gar nichts bedeutet. Wenn einige besonders trainierte - und noch dazu auf ein Kunststück einseitig eingeschulte - Menschen irgendein artistisches Kunststück zuwege bringen, dann hat das für die zuschauende Menge nur den Reiz einer Sensation. Nicht einmal als Anreiz zur Nachahmung und damit als Propagandamittel für eine sportliche Betätigung kommt es in Betracht, weil die gezeigte Rekordleistung eine einseitige Körperausbildung zur Voraussetzung hat, die im allgemeinen nicht erstrebenswert erscheint.

Wir kommen demnach zu dem Schlusse, dass der bürgerliche Sport, der zur Rekordhascherei und zum Berufsspielertum führt, als ein Ausdruck kapitalistischen Wesens von der Arbeiterklasse prinzipiell abgelehnt werden muss. Es ist nicht wahr, dass er neutral ist; er ist vielmehr ein Stück jener Gesellschaftsordnung und Kulturauffassung, die zu zerstören die historische Aufgabe und die sittliche Pflicht des Proletariats ist. [...]

Die bürgerlichen Klassen haben neben der Sportbewegung, die sich ein neutrales Mäntelchen umzuhängen versucht, in den meisten Ländern auch Sportvereinigungen geschaffen, die mehr oder weniger deutlich einen politischen Kampfescharakter zeigen. [...] Von dem Geiste, der im Deutschen Turnerbund (1919) herrscht, geben die folgenden Stellen eines typischen Zeitungsartikels aus seinem Lager ein charakteristisches Beispiel. In der Nummer 11 der „Bundesturnzeitung“ vom Jahre 1923 schrieb ein Berliner Hakenkreuzler namens Willi Buch: „Und darum gebeut die Erkenntnis begangener Fehler: Das Machtbegehren des Pöbels zu bekämpfen, Aufopferung im Dienst für Volk und Vaterland höherzustellen als den Kampf um die Futterkrippe. Kampf bis zum Tod, getragen vom grimmen, alles vernichtenden Haß ... Das Deutschland der Zukunft hegt einen Haß und wartet des Führers, der Macht zu werten versteht. Bis seine Fanfare ertönt, sein Banner flattert, hassen wir still. Aber laut rufen wir unsere Verachtung zu: Euch, ihr welschen Frauenschänder und Räuber, euch, ihr entarteten Volksgenossen, euch, ihr fremdländischen Führer in allen Lagern: „Wer nicht mit uns ist, ist wider uns!“ [...]

Bei den Schwimmern, Ruderern usw. zeigt sich das gleiche Bild. So schrieb zum Beispiel die im Auftrage des deutschen Ruderverbandes herausgegebene „Wassersport-Korrespondenz“ im August 1925: „Woher kommt es, daß nach dem Kriege Zuchtlosigkeit und Vergnügungssucht in der heranwachsenden Jugend in so erschreckendem Maße zunehmen, dass die Sterblichkeitsziffern steigen, die Geburtenziffern aber abnehmen und überall Genussucht und Schiebertum in unserem armen Vaterland sich breitmachen? Das sind die Segnungen der `glorreichen Revolution´ und des durch sie vorbereiteten Schandvertrages von Versailles.“ [...]

Der bürgerliche Sport, der sich gerne als neutraler Sport zu geben versucht, ist individualistisch eingestellt. Er kann, wie wir gezeigt haben, gar nicht anders, als jene Züge zu zeigen, die uns auch aus dem übrigen Weltbild des Kapitalismus entgegenblicken. Das Ganze der Gesellschaftsordnung und der Klassen, die sie stützen, offenbart sich auch in ihrer Teilerscheinung, im sportlichen Betrieb.

Mit der gleichen Notwendigkeit nun, mit welcher der von den kapitalistischen Klassen geführte und geförderte Sport individualistisch ist, zeigt der Sport des Proletariats die entgegengesetzte Tendenz. Der Arbeitersport kann nicht individualistisch sein, ohne sich selbst aufzugeben, er ist in seinem inneren Wesen kollektivistisch.

Der bürgerliche Sport ist unermüdlich bestrebt, Spitzenleistungen einzelner zu erreichen, während der Arbeitersport, als ein Teil der allgemeinen proletarischen Bewegung, sich andere Ziele setzen muss. Das Ziel des proletarischen Sportes ist die Ertüchtigung der Massen. Dieses Ziel kann nicht dadurch erreicht werden, dass einzelne Sportler

einen oder einige Muskel so lange trainieren, bis dieselben, hypertropisch entwickelt, eine Spitzenleistung ermöglichen. Was der Arbeitersport erstrebt und erstreben muss, ist die allgemeine harmonische Durchbildung des ganzen Körpers. Denn die Trainierung einzelner Körperteile, ... erfolgt durch die einseitige Fabriksarbeit ohnedies in einem mehr als genügenden Maße. ... Ebenso wie die ganze moderne Arbeiterbewegung beruht auch der Arbeitersport, als einer ihrer Teile, auf der Masse der proletarischen Menschen. Er lehnt natürlich sportliche Spitzenleistungen nicht ab, sondern wird sie im Gegenteil immer begrüßen und bereitwilligst entwickeln helfen. Er glaubt aber, dass sie auf dem Boden des Massensports sich zwangloser entwickeln können. Die guten Durchschnittsleistungen der Masse scheinen ihm die natürliche und zweckentsprechende Grundlage, der Ausgangspunkt weiterer sportlicher Entwicklung zu sein.

Der verschiedenartigen Wertung der individuellen Spitzenleistung liegt nicht irgend eine zufällige Gedankenkonstruktion, sondern eine mit Notwendigkeit aus der Natur der Dinge erwachsene verschiedenartige Zielsetzung zugrunde. [...] Die Zukunft des Arbeitersports muss sich deshalb von der Rekordhascherei des bürgerlichen Sports ganz von selbst immer weiter entfernen. Man glaube nicht, dass es nur Äußerlichkeiten sind, die diese beiden Sportrichtungen voneinander trennen und ihre Zusammenarbeit hindern. Das Bürgertum kann gar nicht jenen Sportbetrieb entwickeln, den die Arbeiterklasse braucht. Beide Klassen verfolgen - ob bewusst oder unbewusst ist nicht entscheidend - auch im Sport ihre Klassenziele. Deshalb hat eines Tages die reinliche Scheidung der beiden Bewegungen kommen müssen und deshalb wird auch in der Zukunft jede ihren eigenen Weg gehen. [...]

Auf dem Helsingforscher Kongreß der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale hat der Schweizer Delelegierte Dr. Steinemann ... folgendes Bekenntnis scharf formuliert: „Der Sport ist für den Sozialisten nicht Selbstzweck, er muß der Schaffung einer sozialistischen Kultur dienen.“

Es gilt, „die Durchdringung der Massen mit dem Gedanken, daß nicht das Einzelwesen, sondern die Gesellschaft als Ganzes Trägerin und Schöpferin der Kultur ist“.

Mit diesen Leitsätzen, die die Zustimmung des Kongresses fanden, werden dem Arbeitersport Aufgaben vom Standpunkte des Sozialismus gestellt, die scheinbar weit über sein unmittelbares Tätigkeitsfeld hinausgreifen und die doch, wie die Erfahrung lehrt, auf das innigste mit ihm verbunden sind. [...]

Coubertins soziale Ziele

Von HANS SIMON

Als Pierre de Coubertin am 2. September 1937 74jährig im Park von Lausanne plötzlich starb, hatte sich das Leben eines humanistischen Denkers, Pädagogen Diplomaten, Dichters, Historikers und „Sportfunktionärs“ - oder sollte man treffender „Sportpropagandisten“ sagen? - vollendet, der als Wiedererwecker der Olympischen Spiele, als Begründer des modernen Olympismus und Schöpfer der Olympischen Spiele der Neuzeit in die Geschichte eingegangen ist. Coubertin hat seinen Zielen, der Entwicklung und Förderung des Sports sein ganzes Leben gewidmet und auch sein Vermögen geopfert.(1/S.11)

Der Sproß einer Adelsfamilie wollte - nach Studien in England (Thomas Arnold) - der französischen Jugend unter den Bedingungen der III. Republik ein neues Gesicht geben, indem er Schülersportvereine und Wettkämpfe ins Leben rief, also den Sport als immanenten, neuen Bestandteil der Erziehung in die tägliche Praxis einzuführen versuchte. Dabei hatte er stets die ganze Jugend und die ganze Nation im Auge, nicht nur privilegierte Schichten. Es ist das Kennzeichen Coubertinscher Zusammenschau der Dinge die nationalen Begrenzungen zu überwinden. Für ihn ist die Athletik „international und demokratisch, folglich den Ideen und Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt. Aber heute wie ehemals wird ihre Wirkung heilsam oder schädlich sein, je nach dem Nutzen, den man aus ihr ziehen, und der Richtung, in der man sie einpendeln wird. Die Athletik kann die edelsten, wie die niedrigsten Leidenschaften ins Spiel bringen; sie kann Uneigennützigkeit und Ehrgefühl genau so entwickeln wie Geldgier; sie kann ritterlich oder verderbt, männlich oder roh sein. Schließlich kann man sie genauso gut verwenden den Frieden zu festigen wie Krieg vorzubereiten“(3/S.25) Diese umfassende Charakterisierung von 1894 findet sich auch in seinem politischen „Testament „1925. (4/S.144) Daß für Coubertin die gesellschaftlichen Bedingungen des Sports entscheidend sind für seine Funktion geht aus der schon 1895 gestellten Frage hervor: „In welcher modernen und den Gegenwartsbedürfnissen entsprechenden Denkordnung finden wir das ethische Gegengewicht, das den modernen Athletismus davor bewahren könnte in die Geschäftemacherei, hineingezogen zu werden und so schließlich im Schmutz zusammenzuberechnen?“ (1/S.13)

Es scheint so, als hätte Coubertin schon vor 112 Jahren Probleme einiger Sportarten des Jahres 2007 vorausgesehen, wenn man die mehr oder weniger hilflosen Maßnahmen von Verbänden und Regierungen im Deutschland des 21. Jahrhunderts bedenkt. Dieser Ansicht war auch seine Biografin Eyquem: „Coubertin ist ein Dichter, er lebt in der Phantasie, er träumt zugegeben, aber er ist auch ein Mann der Tat. , Er experimentiert seine umfassende Intelligenz wägt das Wirkliche inmitten

der Gegenwart ab und errät bisweilen die Konturen der Zukunft." (1/S.115)

So war für ihn „die kleine Republik des Sports eine Miniaturdarstellung des demokratischen Modellstaates.“ Er wollte beides miteinander verbinden, fand jedoch nicht die Mittel und Methoden, weil er übersah, dass es keine gleichen Bedingungen für die Menschen in der Klassengesellschaft gab und schrieb 1919: „Einst war die sportliche Betätigung der gelegentliche Zeitvertreib der reichen und untätigen Jugend. Dreißig Jahre lang habe ich mich bemüht sie zu einem gewohnten Vergnügen auch für das Kleinbürgertum werden zu lassen. Nun muß noch das Leben der proletarischen Jugend von der Freude am Sport durchdrungen werden, weil sie das billigste Vergnügen, das dem Prinzip der Gleichheit am besten entsprechende, das wirksamste gegen den Alkohol und das produktivste an beherrschten und kontrollierten Energien ist. Alle Sportarten für alle!"(1/S.14f) Hier zeigte sich der liberale Demokrat, der an die Vernunft appellierte und zugleich von den Stadtverwaltungen forderte, mehr Sportplätze zu schaffen oder wenigstens kleine Wiesen als Spielfelder auszuweisen, für ein Sportprogramm auch Gebäude zur Verfügung zu stellen.

Es ging ihm um die Sportmöglichkeiten, also die materiellen Bedingungen für den Sport. (3/S.131f) und diese Bedingungen waren für die Arbeiterklasse unzureichend weil die bürgerliche Ordnung „die Unterwerfung des Individuums, auf seine Eingliederung in Verfügbarkeit der vier Kräfte, auf die sich die besitzende Klasse stützt: Imperialismus, Militarismus, Plutokratismus und Klerikalismus.“ (1/S.108) Eine derartige Abhängigkeit des Einzelnen von den herrschenden Mächten läßt ihn zu der Folgerung kommen „die kapitalistische Gesellschaft ruht nur noch auf Heucheleien.“(1/S.108)

Damit wendete sich Coubertin direkt der Arbeiterklasse zu, allerdings vorrangig unter dem Gesichtspunkt der Bildung. Daher stellte er die Frage: „Ist es überhaupt damit getan, die Privilegien der oberen Schichten abzuschaffen, müßte man nicht zur Vervollständigung der Reformen jetzt nicht vielmehr der Arbeiterklasse diese Privilegien einräumen?" (1/S.66) Zweifellos hat diese Frage, die Coubertin für sich bejahte, eine logische Folge, weil die „Arbeiterklasse, die von den Besitzenden keinerlei Unterstützung erfährt, in Gesetzen nach Hilfe sucht und verlangt, daß ihr auf Kosten anderer geholfen werden soll.“ (1/S.67)

Hat diese Überlegung Coubertins angesichts der Situation der Arbeiterjugend an den deutschen Universitäten, die sich hohen Studiengebühren und Bittgängen zu den BAFÖG-Büros gegenübersehen, nicht hohe aktuelle Bedeutung? Coubertin forderte die Gründung von Arbeiteruniversitäten, an denen auch eine breite historische Bildung vermittelt wird (1/S.95), die die Verdienste und Fehler jeder Nation beim

Namen nennen soll. So wird der Chauvinismus, rückgedrängt der „weltweiten Aufruhr auszulösen“ (1/S.97) droht. 1891 lud Coubertin führende Politiker an die Sorbonne ein, um über die Arbeiteruniversitäten zu beraten, darunter auch den Sozialisten Jean Jaures. Er riet, dafür die praktischen und am wenigsten aufwendigen Organisationsformen zu untersuchen und die Fächer und Studiengebiete auszuwählen, „die zu einer Universitätsbildung der Arbeiter am geeignetsten sind“ (1/S.111). Im Jahre 1921 erschien die Schrift „Die Arbeiteruniversitäten“, die von den Arbeiterstudenten selbst geleitet werden sollten als ein Instrument des Ausgleichs der Bildungsmöglichkeiten. 1922 und 1923 veröffentlicht Coubertin zwei weitere Arbeiten zu diesem Thema und eine eigene Charta der Arbeiteruniversitäten (1/S.112f). In Lausanne regte er an, im „Haus für das Volk“ die Universität zu realisieren und veröffentlichte 1933 ein Vorlesungsverzeichnis für Übungen in Physik, Chemie, Medizin, Sozialökonomie, Rechtswissenschaft, Geschichte, Kunstgeschichte, Gewerkschaftsbewegung, Fremdsprachen (1/S.114). Er setzte auf pädagogische Reformen und forderte das Proletariat auf „auf das Absolute als Ziel und auf Gewaltanwendung als Mittel zu verzichten“ und erläuterte: „um der verderblichen Gewaltanwendung zu entrinnen, die sein Anliegen zum Scheitern verurteilen könnte, muß man das Proletariat in einen Bildungsstand versetzen, durch den es gegen sich selbst ausreichend Abwehrkräfte entwickeln kann, um der noch so berechtigten Empörung und der ganz offensichtlichen Ungerechtigkeit entgegenzustehen, damit es endlich in Beharrlichkeit, aber mit Ruhe seine eigene Aufwärtsentwicklung verfolgen kann.“ (1/S.109f) So blieb Coubertin gänzlich in den Vorstellungen und Rahmenbedingungen der bürgerlichen Gesellschaft, die er bessern wollte, in der er der Arbeiterklasse Gleichberechtigung verschaffen wollte. Ja, er maß ihr geschichtliche Kräfte zu, als er 1922 in dem Artikel „Zwischen zwei Gefechten - vom Olympismus zur Arbeiteruniversität“ erklärt: „Ich setze große Erwartungen in die Arbeiterklasse. In ihrem Schoß ruhen wirkungsvolle Kräfte. Sie scheint mir zu großen Taten fähig.“ (1/S.115) Schon früher, im Jahre 1920 anlässlich der Eröffnung des olympischen Kongresses in Antwerpen betonte Coubertin, daß die Proletarier die Mehrheit der Bevölkerung darstellen und forderte deshalb, auch der proletarischen Jugend „kostenlos oder fast kostenlos den Weg zur Anleitung und Übungsmöglichkeit im Sport“ frei zu machen.(4/S.132) Zahlreiche Vorschläge und Vorstellungen Coubertins in der Olympischen Geschichte sind realisiert oder weiterentwickelt worden; die sozialen Ziele harren in wesentlichen Teilen noch ihrer Verwirklichung. Coubertins Erben in aller Welt bleiben ihnen verpflichtet,

Zumal er auch Olympiasieger geworden war. 1912 im Kunstwettbewerb mit seiner „Ode an den Sport“ (Unter den Pseudonymen Georges Hohrod und Martin Eschbach eingereicht.) Deren letzte Strophe lautete:

*O Sport Du bist der Friede!
Du schlingst ein Band um Völker,
Die sich als Brüder fühlen in gemeinsamer Pflege
Der Kraft, der Ordnung und der Selbstbeherrschung.
Und Charaktereigenschaften anderer Völker
Schätzen und Bewerten
Sich gegenseitig messen, übertreffen, das ist das Ziel:
Ein Wettstreit in dem Frieden.*
(4/S. 105f)

Literaturverzeichnis

1. Eyquem, Marie-Therese :Pierre de Coubertin - ein Leben für die Jugend der Welt. 1972 Dortmund Schopp Verlag
- 2.Coubertin, Pierre de :*Einundzwanzig Jahre Sportkampagne (1887 - 1908)* 1974 Ratingen Henn Verlag
3. Coubertin Pierre de :Olympische Erinnerungen. 1984 Berlin Sportverlag
- 4.Ullrich, Klaus :Coubertin - Leben, Denken und Schaffen eines Humanisten.1982 Berlin Sportverlag
- 5.Eichel, Wolfgang :Zum Gedächtnis Pierre de Coubertins. Theorie und Praxis der Körperkultur 12 (1963) H.1

WER WAR DER AMATEUR?

Von WERNER STENZEL

Umfragen sind heutzutage „in“. „Beiträge zur Sportgeschichte“ folgte diesem Trend und gab eine Umfrage unter drei deutschen Jugend-Mannschaften in Auftrag. Wir hatten zunächst B-Jugend-Mannschaften im Sinn, mussten dann aber feststellen, dass die Altersgruppen in den verschiedenen Sportarten unterschiedlich sein können. Bei den Fechtern werden 12 bis 13jährige unter „B-Jugend“ geführt, in der Leichtathletik 15 bis 17jährige. So entschieden wir uns für Sportler der Geburtsjahrgänge 1990/1991 und zwar im Fußball, im Turnen und in der Leichtathletik. Um den Aufwand in Grenzen zu halten, ließen wir nur zwei Fragen stellen: „Glaubst mit wenigen Worten erklären zu können, was ein Amateur ist?“ und „Gibt es noch Amateure?“

Befragt wurden 53 Personen. Die erste Frage wurde von allen Befragten mit „Nein“ beantwortet, die zweite von 48 - also 91 Prozent - mit „Nein“. Hätte man die Frage Nicht-Sportlern gestellt, wäre das Resultat mit ziemlicher Sicherheit noch weit negativer ausgefallen.

Statthafte Fazit: Im Jahr 2007 interessiert der Begriff „Amateur“ kaum noch jemanden!

Der „Grosse Brockhaus in einem Band“ 2003 kam mit 18 Worten aus, die zudem noch an der Grenze der Fragwürdigkeit lagen: *„Amateur (frz. ‚Liebhaber‘) der, jemand, der eine Beschäftigung nur aus Liebhaberei betreibt; im Sport durch A(mateur) -Statut definiert, im Spitzensport umstritten.“*¹⁾

Diese Auskunft ist schlicht falsch.

Wer auf der IOC-Website in der Rubrik „Olympische Bewegung“, nach dem „Amateurparagrafen“ fragt, erhält die Antwort „no result“ und wer dann die Anfrage auf „Amateur“ reduziert, erhält 24 Antworten. Die erste nennt den dreifachen kubanischen Box-Olympiasieger Teofilo Stevenson und den aber nur, weil das Suchsystem bei den Ehrungen, die der Internationale Boxverband ihm erwies auf den Zusatz stieß: „damals unter dem Namen Internationale Amateur Box Association bekannt“.

Kurzum: Nicht nur deutsche Sportler der Jahrgänge 1990/1991 sind ziemlich ahnungslos, nicht einmal das Internationale Olympische Komitee hält es für nötig, darauf hinzuweisen, welche Rolle der Amateurbegriff in der olympischen Geschichte spielte.

Wer versuchen wollte, allein die Debatten in Sessionen des IOC oder auf Olympischen Kongressen bis 1981 in Stichworten wiederzugeben, müsste sich auf mehrere Protokollbände einrichten. Deshalb gilt es, sich kurz zu fassen.

Am 18. Juni 1894 begannen in der Pariser Sorbonne die Arbeitssitzungen des ersten Olympischen Kongresses, der die Frage klären sollte, ob und unter welchen Voraussetzungen die antiken Olympischen Spiele wieder

ins Leben gerufen werden sollten. Die Schlußsitzung des Kongresses am 23. Juni 1894 nahm einstimmig den Bericht der Kommission an, die die Frage der Zukunft der Spiele klären sollte. Deren EntschlieÙung umfasste sieben Punkte:

„1. Die Olympischen Spiele sollen entsprechend den Bedingungen der modernen Zeit wiederentstehen.

2. AuÙer im Fechten sollen nur Amateure zugelassen sein.

3. dem mit der Organisation der Olympischen Spiele beauftragten internationalen Komitee soll das Recht zustehen, Personen von der Teilnahme auszuschließen, die seinen Bedingungen nicht entsprechen.

4. Kein Land soll sich durch ein anderes vertreten lassen dürfen, und in jedem Land sollen Ausscheidungen zur Teilnahme an den Olympischen Spielen durchgeführt werden, damit auch wirklich die wahren Meister daran teilnehmen.

5. Folgende Sportarten sollen nach Möglichkeit bei Olympischen Spielen durchgeführt werden: Leichtathletik, verschiedene Ballspielarten, Eislauf, Fechten, Boxen, Ringkampf, Pferdesport, Schießen, Turnen und Radsport. AuÙerdem soll ein Mehrkampf unter dem Begriff `Fünfkampf` eingeführt werden. Anlässlich der Olympischen Spiele sollte auÙerdem ein Preis für Alpinismus vergeben werden, womit die größte Leistung der vergangenen 4 Jahre ausgezeichnet werden kann.

6. Die ersten Olympischen Spiele sollen 1896 in Athen und die zweiten 1900 in Paris abgehalten werden, danach alle vier Jahre in einer anderen Stadt der Welt.

7. Da die Olympischen Spiele ohne die Unterstützung der Regierungen nicht gelingen können, wird das internationale Komitee jegliche Anstrengung unternehmen, öffentliche Unterstützung zu erhalten.“²⁾

Das ist also die Geburtsurkunde der Olympischen Spiele und die Bedingung, dass nur Amateure daran teilnehmen dürfen, ist der zweite von sieben Punkten, was deutlich macht, welche Bedeutung, dieser Bedingung beigemessen wurde.

Und wer wurde ein Amateur? Und warum wurde bei den Fechtern eine Ausnahme gemacht?

Die Amateurklausel wurde ebenfalls in der Sorbonne beraten und in der ersten Ausgabe des Bulletins des Internationalen Komitees der Olympischen Spiele abgedruckt: *„Amateursportler ist jeder, der nie an Wettkämpfen teilgenommen hat, die allen offenstanden; der nie für Geld oder für einen Geldpreis, gleich welcher Herkunft, besonders, wenn es sich um Eintrittsgelder handelte, an einem Wettbewerb teilgenommen hat; der nie gegen Profisportler angetreten ist und der nie in seinem Leben Sportlehrer oder bezahlter Trainer war.“³⁾*

Britische Delegierte hatten, der Amateurformel der britischen Ruder-Association folgend, sogar vorgeschlagen, dass Arbeiter nicht als

Amateure anerkannt werden könnten, weil sie „ihre Verrichtungen mit den Händen ausübten“, doch wurde dieser Vorschlag von der Mehrheit als eine Herausforderung der Demokratie abgelehnt, was man als Schritt „zum Abbau des Klassenbewußtseins im Sport“⁴⁾ bewertete.

Die in keinem weiteren Protokoll mehr erwähnte Ausnahme im Fechten, resultierte aus der unverhohlenen Sympathie der Kongressdelegierten für das Fechten im allgemeinen, das als Teil des studentischen Lebens betrachtet wurde. Ohne Fechtlehrer aber wäre diese studentische Gewohnheit nicht realisierbar gewesen und um sie nicht zu verprellen, wurde schon 1896 ein Florettwettbewerb für „Fechtmeister“ und einer für „normale“ Fechter ausgetragen. Gleiches geschah in Paris 1900, wo man allerdings die nach langen Erörterungen beschlossene Amateurregel grob verletzte und im Florett einen Wettkampf austrug, in dem Amateure und Fechtmeister aufeinandertrafen. Der erst 16jährige Kubaner Ramon Fonst wurde Olympiasieger im Amateur-Florett und Zweiter im „gemischten“ Wettbewerb. Der französische Sieger Albert Ayat kassierte 3000 Franc. Für lange Zeit, der einzige olympische Geldpreis!

Der Streit um angeblich verletzte Amateurbestimmungen beherrschte von nun an die olympische Geschichte. Einer der spektakulärsten Fälle war die Disqualifikation des Leichtathletik-Zehnkampfsiegers von 1912 Ian Thorpe (USA), der angeblich vor den Spielen bei einem Baseballmatch Geld kassiert hatte. Der US-amerikanische Protest, der zu seiner Disqualifikation führte, dürfte jedoch weniger auf die Sorge um die Einhaltung der Amateurregeln zurückzuführen sein, als auf den Unwillen der herrschenden Öffentlichkeit, einen Indianer als den Helden der Spiele feiern zu sollen.

Immer wieder wurden Anläufe genommen, um eine verbindliche Amateurregel des IOC zu verabschieden, doch scheiterten die meisten Versuche nicht zuletzt an den unterschiedlichen Regeln der Sportverbände und am Unvermögen eine auch nur halbwegs Variante zu finden, die sich wirksam kontrollieren ließ.

Im Juli 1914 feierte das IOC in den gleichen Hörsälen, in denen es die Erneuerung der antiken Spiele beschlossen hatte, den 20. Jahrestag dieser so erfolgreichen Initiative. Aber am 28. Juni war in Sarajewo der österreichisch-ungarische Thronfolger ermordet worden und so stand die Tagung bereits im Schatten des Ersten Weltkriegs und selbst das vom Baron de Coubertin inszenierte glanzvolle Programm vermochte diese Schatten nie zu vertreiben. Wieder konnte man sich nicht auf eine verbindliche Amateurklausel einigen und beschloss: Zu den Spielen sollen nur Sportler zugelassen werden, die den Amateurbestimmungen ihrer Fachverbände entsprechen. Eine sehr dehnbare Lösung.

1925 verabschiedete sich Coubertin vom IOC und man arrangierte ihm zur Liebe in Prag einen Pädagogischen und einen Olympischen Kongress.

Wieder stand auch die Amateurfrage auf dem Programm und der kluge Coubertin dämpfte die aufkommenden Hoffnungen, das nun schon drei Jahrzehnte schwelende Problem aus der Welt schaffen zu können und prophezeite: *„Man darf sich nicht mit der Erwartung schmeicheln, eine Formel zu finden, die auf alle anwendbar und allen angenehm ist. Es wäre bereits ein großer Fortschritt, wenn man Direktiven geben könnte, die in einer Richtung weisen, um so aus dem Sumpf herauszukommen, in dem man lange steckte. Die Charta des echten Amateurismus kann nur dann verfasst werden, wenn man sich über die Prinzipien einig ist, die den Text tragen müssen.“*⁵⁾

Jeder Buchstabe verriet Coubertin, der weder ein Hehl aus der Wahrheit machte, die er treffend als Sumpf bezeichnete, noch Illusionen über eine mögliche Einigung hegte. So kam es denn auch. Die beschlossene Formel lautete: *„Zur Teilnahme an den Olympischen Spielen kann nicht zugelassen werden:*

- 1. Wer in seiner oder einer anderen Sportart Berufssportler ist oder gewesen war,*
- 2. Wer Vergütungen als Entschädigung für Verdienstausschlag erhalten hat.“*⁶⁾

Zum ersten Mal hatte man nur entschieden, wer nicht teilnehmen durfte, im Grunde ein Trick mehr in dieser Frage, denn kaum jemand glaubte damals, dass man je erfahren würde, ob ein Athlet irgendwo „Vergütungen“ kassiert hatte.

So ging Coubertin und hinterließ den „Sumpf“.

1932 widmete das inzwischen zur klassischen Sport-Literatur zählende Beckmann-Standard dem Amateurthema eine ganze Druckseite, ein Beweis mehr, wie verworren die Situation war. Hier einige Auszüge: *„Amateur; nach den Bestimmungen der meisten Sportverbände ist ein Sportler entweder A(mateur) oder Berufssportler, eine Zwischenstufe wird nicht anerkannt. ... Die Scheidung in A(mateur) und Berufssportler wird dadurch erschwert, daß in einer Reihe von Sportzweigen für A(mateur) mehr Möglichkeiten zu Wettkämpfen und öffentlichem Auftreten bestehen als für Berufssportler, so daß ein offener Übertritt zum Berufssportlerum möglichst vermieden wird. Die Sportverbände setzen die Bedingungen fest, unter denen jemand als A(mateur) gilt; sie sind bei den einzelnen Sportzweigen verschieden. Die Verbände gestatten regelmäßig den Ersatz tatsächlicher Auslagen auf Reisen zu Sportveranstaltungen. Ob auch ein Ersatz von Gehaltsausfall stattfinden darf, ist noch nicht einheitlich entschieden. Nach den A(mateur) -Bestimmungen der Olympischen Spiele ist dies unzulässig, die FIFA (Fussballverband) gestattet es jedoch innerhalb gewisser Grenzen. ... Bei der deutschen Turnerschaft erfolgt die Leistung der Reiseauslagen in natura. ... Der DRA (Deutscher Reichsausschuss) bemüht sich um eine Vereinheitlichung der*

A(mateur) -Bestimmungen: es soll ein Ersatz des Lohnentganges nur bei längerer Dauer und bei einer für den Sportler bestehenden gesetzlichen Unterhaltspflicht erfolgen. Selbständige und in staatlichen Diensten stehende Sportlehrer gelten als A(mateur) ... Wer wegen materieller Gegenleistung den Verein wechselt, verliert die A(mateur)-Eigenschaft, wer dazu verleitet, wird ausgeschlossen. Eine Rückkehr zum Amateurtum ist nach einer gewissen Frist möglich. Den A(mateur) ist der Verkauf von empfangenen Ehrenpreisen verboten, z. T. finden sich bes. Verbote, mit den Leistungen als Sportsmann Reklame zu treiben. Der Handel mit Sportartikeln ist jetzt den A(mateur)en meist gestattet. ... Heute wird zur Begründung der Scheidung angeführt, daß ein Kampf zwischen Berufssportlern und A(mateur) wegen der größeren Schulung der Berufssportler ungleich sei, und daß auch der Berufssportler nicht der eigentlichen Idee des Sportes diene. Sei doch diese Idee die Vervollkommnung des Körpers um des Körpers willen oder um des Menschen willen, aber nicht wegen irgendwelcher Nebenzwecke. ... Als A(mateur) wird im Eislauf nicht anerkannt, wer 1. irgendeine sportliche Leibesübung erwerbsmäßig selbst betrieben hat (ausgenommen sind Turn- und Fechtlehrer); 2. das Schlittschuhlaufen um Geld ausgeübt oder gelehrt hat. Die Reise- und Aufenthaltskosten dürfen seitens des eigenen oder des ausschreibenden Vereines oder Verbandes rückerstattet werden. Dabei darf bloß die Eisenbahnfahrt zweiter Klasse oder die Schifffahrt erster Klasse, bei Nachtfahrten Schlafwagen, sowie ein Betrag für Verköstigung und Nächtigung vergütet werden, der aber 20 schwedische Kronen pro Tag nicht überschreiten darf. ...⁷⁾

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte sich der endlose Streit fort. Er erreichte sogar einen neuen Höhepunkt bei den ersten Nachkriegsspielen im Winter 1948 im schweizerischen St. Moritz. Aus den USA waren zwei Eishockey-Mannschaften angereist. Die eine war von der American Hockey Association (AHA) nominiert, doch beschuldigte der Präsident des NOK der USA (AOC), Avery Brundage, die AHA der Kooperation mit den Profiligen und forderte die Teilnahme der AOC-Mannschaft. Das IOC beriet Tage und Nächte und beschloss, beide Mannschaften nicht zuzulassen. Die Schweizer ignorierten diese IOC-Entscheidung und gestatteten der attraktiveren A.H.A.-Mannschaft die Teilnahme. Das danach mit vollendeten Tatsachen konfrontierte IOC verkündete eine dementsprechende „Entscheidung“: „Unter der Bedingung, dass die A.H.A. im Gesamtergebnis nicht berücksichtigt wird, werden den drei erstplatzierten Mannschaften Medaillen und Urkunden ausgehändigt. Die Internationale Eishockey-Liga wird vom IOC künftig nicht mehr als das für die Kontrolle des Amateur-Eishockeysports internationale Organ angesehen.“ Bei der Eröffnungszeremonie marschierte die AOC-Mannschaft in die Arena, beim Turnier spielte das A.H.A.-Team. Es

schlug zum Beispiel Italien mit 31:1, verlor aber am vorletzten Tag gegen die CSR 3:4, kam damit nicht unter die letzten drei und ein Jahr später strich man sogar den vierten Rang, sodass die Mannschaft mit fünf Siegen und der Höchsttorzahl von 86 Treffern in den Statistiken unplatziert blieb. Das IOC hatte sich durchgesetzt, sah sich aber schon bald mit einer noch ärgeren Affäre konfrontiert.

Bei den Sommerspielen 1948 in London entdeckte der französische Oberst Hector, Sekretär der Internationalen Reitervereinigung eine Unteroffiziersmütze auf dem Kopf des schwedischen Dressurreiters Gehrñäll Persson und ging der Sache nach, denn nach den Regeln des Verbandes durften in solchen Wettbewerben nur Offiziere starten. Es stellte sich heraus, dass der Unteroffizier Persson durch ein königliches Dekret für die Dauer der Spiele zum Leutnant befördert worden. Das IOC tagte auch diesmal pausenlos, doch die Reitervereinigung blieb hart und Persson wurde disqualifiziert. (Er revanchierte sich 1952 mit dem Sieg in der Mannschaftswertung.)

Nach der Rücktritts-Ankündigung des schwedischen IOC-Präsidenten Edström im Jahr 1949 rückte der US-Amerikaner Avery Brundage immer mehr in den Vordergrund. Er richtete 1950 ein Rundschreiben an alle IOC-Mitglieder, das den Vierbuchstabentitel „Stop“ trug und die wohl nachdrücklichste Aufforderung war, auf die Amateurregel nicht zu verzichten. Sein Kernsatz: *„Geschäfte bleiben Geschäfte, und Sport bleibt Sport. Es ist unmöglich, beides zu vermischen!“*⁸⁾

Von nun an wurden Brundage-Rundschreiben zur Gewohnheit. Gleich nach den Spielen 1952 in Helsinki - auf der dortigen IOC-Session war er zum neuen Präsidenten gewählt worden - schrieb er im September 1952 einen sechs Seiten langen Brief an alle IOC-Mitglieder. Darin las man: *„In der materialistischen Zeit, in der wir leben, wird ein mehr oder weniger konstanter Druck ausgeübt, um das Niveau des Amateur-Sports herabzudrücken. Das kann nur Unheil heraufbeschwören.“*⁹⁾

Ein Jahr später bewog er das IOC Artikel 25 der Olympischen Regeln um den Satz zu ergänzen: *„Kein Berufssportler bzw. kein aktiv mit dem Berufssport in Verbindung stehende Person oder Organisation kann zum Mitglied eines Nationalen Olympischen Komitees gewählt werden.“*¹⁰⁾ Alles Schritte, die die Kommerzialisierung des Sports vereiteln sollten, aber letztlich ohne Effekt blieben.

Dann kam das Thema „Staats-Amateure“ auf, das vor allem in Vorwürfen gegen die Sportorganisationen der sozialistischen Länder gipfelte. In der Bundesrepublik Deutschland wurde bekanntlich eine aufwändige Kampagne gegen angebliche Verstöße gegen die Amateurregeln in der DDR geführt. Vor allem Athleten, die die DDR verlassen hatten, wurden sogar von Willi Daume animiert solche Verstöße zu begehen. Die notariellen Erklärungen schickte das NOK der BRD serienweise an das

Büro des IOC in Lausanne. Dessen damals amtierender Kanzler Otto Mayer machte aus seinem Unbehagen gegenüber dieser Denunziantenpraxis kein Hehl und ermunterte mich in einem persönlichen Gespräch einmal: „Sorgen Sie dafür, dass wir Gegendarstellungen bekommen und die Siegel der Notare sollten größer sein, als die unter den Briefen aus der BRD!“

Brundage in einer Presseinformation aus dem Jahr 1953: *„Die Frage der `Staatsamateure` existiert bereits seit mindestens 20 Jahren in den Beratungen des IOC. Vor dem Zweiten Weltkrieg, also lange vor der Entstehung des Eisernen Vorhangs, hat sich das IOC gegen die Methode, Sportlern Hilfgelder zu zahlen, gewandt. Wir sind der Meinung, dass es `Staats-Amateure` (die wohlgerneht keinesfalls Amateure sind) zu beiden Seiten des Eisernen Vorhangs gibt.“¹¹⁾*

Bei dieser Aktivität war es nicht überraschend, dass Brundage bald in den Mittelpunkt heftiger Medienattacken geriet. Im Dezember 1953 veröffentlichte er im IOC-Bulletin (Nr. 43) einen Brief an die Journalisten in aller Welt: *„Ich gebe zu, dass ich unduldsam gegenüber Profisportlern bin, die versuchen als Amateure aufzutreten, ebenso wie ich keine andere Form von Unehrlichkeit, Betrug und Schwindel dulde. Jeder Sportler, der von seiner Regierung Subventionen erhält oder einer Sonderbehandlung unterliegt, um Sport treiben zu könne, ist genau so wenig ein Amateur wie ein Student der Vereinigten Staaten, dem eine Universitäts-Institution Geld oder eine Sonderbehandlung fürs Fußballspielen gewährt.“¹²⁾*

Damit ist hinreichend belegt: Avery Brundage war der letzte IOC-Präsident, der aus Überzeugung für den „reinen Amateur“ eintrat und allen Ernstes daran glaubte, dass die schon 1894 umstrittene Amateurregel noch durchzusetzen sei. Sein Standpunkt gipfelte in der zweifellos unumstrittenen Feststellung: *„Da der Sport ein Spiel ist, kann er nicht zum Beruf werden. Der sogenannte Berufssport kann keinesfalls Sport sein, sondern bleibt eine Art Ausbeutung des Vergnügens.“¹²⁾*

Niemand leugnet heute mehr, dass Berufssport ökonomisch betrachtet, eine Industriebranche ist, aus marxistischer Sicht auch mit Ausbeutung verbunden ist.

Brundage-Nachfolger Lord Killanin verteidigte mit viel Umsicht die Reste der olympischen Amateurprinzipien ohne Illusionen daran zu knüpfen. IOC-Präsident Juan Antonio Samaranch lieferte die Olympischen Spiele widerstandslos dem Kommerz aus. Die ersten Spiele, die während seiner Präsidentschaft ausgetragen wurden - 1984 in Los Angeles - waren die ersten hemmungslos auf dem vom Markt ausgetragen wurden. Als die Manager, die das Geschäft besorgten, sogar den Fackellauf „verkauften“ weigerten sich die empörten Griechen, das Feuer im antiken Olympia entzünden zu lassen und wurden nur durch Samaranch und dessen

juristischer Konstruktion, wonach der olympische Hain dem IOC untersteht, daran gehindert.

1981 wurde der Amateurparagraf endgültig aus dem olympischen Regelwerk gestrichen.

2007 ist kaum noch jemand imstande, den Begriff des Amateurs zu definieren.

1) Der große Brockhaus; Leipzig 2003

2) *Norbert Müller; Von Paris bis Baden-Baden; Niedernhausen 1981*

3) Ebenda

4) Ebenda

5) Ebenda

6) Ebenda

7) Beckmanns Sport-Lexikon; Leipzig-Wien 1933

8) Otto Mayer; *A travers les anneaux olympiques*; Genf 1960

9) Ebenda

10) Ebenda

11) Ebenda

12) Ebenda

DER FEIERTAG - AUS SICHT DER ANDEREN

Von KLAUS HUHN

In Berlin und Leipzig war gefeiert worden, Frankfurt (Main) meldete: „Totengedenken“. Der das „klarstellte“, heißt Michael Reinsch, verdient seinen Lebensunterhalt bei der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und tut

seit eh und je viel, damit man dort mit ihm zufrieden ist. Ich erinnere mich noch dunkel, als er damit begann, im DDR-Sport Spuren sozialistischer Verworfenheit aufzuspüren. Fand er keine, erfand er sie. Das erste Mal begegneten wir uns, als er angereist war, um den bunten Lack von der Friedensfahrt zu kratzen. Er gab sich als „Kumpel“ und enthüllte den FAZ-Lesern hinterher, dass sich auf den Friedensfahrtstraßen Rennfahrer aus der UdSSR und der DDR im Sattel handfeste Prügeleien lieferten, wenn sie nicht gerade ums Gelbe Trikot kämpften. Dass die BRD Jahre lang ein Startverbot für das Rennen dekretiert hatte, erwähnt er nie mit einer Silbe. Irgendwann nach 1990 wollte er dann den „Überläufer“ Schur porträtieren, wie er als Tourist zur Tour de France kam, für Reinsch seine „Endstation Sehnsucht“. Ich machte damals den Preis: Eine Flasche besten französischen Weißweins für ein 15-Minuten-Gespräch. Er maulte, zahlte, trollte sich. Die Story gehörte zu seiner Endlos-Serie „Wie der DDR-Sport unterging“ und an der strickt er noch heute. Wenn ihm - was schon mal unterläuft - nichts mehr einfällt, kramt er DDR-Zigarettenbideralben aus und verwendet sie als Quellen.

1998 feierten DDR-Sportfunktionäre den 50. Jahrestag der Gründung des Deutschen Sportausschusses. Er signalisierte der FAZ: „Veteranen setzen sportlichen Klassenkampf fort“. Neun Jahre später beging man den 50. Jahrestag der Gründung des DTSB, viele Veteranen waren noch immer da und - was Reinsch sichtlich erboste - vom DDR-Sport war trotz seiner unendlichen Zigarettenbildergeschichten noch immer die Rede. Also hängte er sich ans Telefon, hoffte den früheren Generalsekretär des DDR-Ringerverbandes, Erhard Richter, der heute den DTSB-Seniorenverband leitet, mit rüden Fragen zu provozieren, titelte seine Story „Der ‚Freundeskreis‘ lässt einen Verstorbenen hochleben“ und fabulierte im gewohnten Zigarettenbideralbum-Stil: „Richter verweigert am Telefon wütend Auskunft. ‚Es gibt keine Geburtstagsfeier‘, schimpft er. ‚Der DTSB ist vor siebzehn Jahren abgewickelt worden.‘ In der Tat reduzierte die letzte DDR-Regierung mit ihrer Sportministerin Cordula Schubert die Unterstützung der staatlichen Sportorganisation rigoros.“ Das ist „Geschichts“aufarbeitung a la FAZ-Reinsch pur. „Stasi“ und „Doping“ folgen umgehend: „Mehr als ein sentimentales Kaffeekränzchen dürfte die ‚festliche Veranstaltung‘ werden, zu der der 76 Jahre alte Richter und Genossen geladen haben. Vor wenigen Wochen erst machten sie Schlagzeilen, als sie dem Eiskunstlauftrainer Ingo Steuer, der wegen des Verschweigens seiner Stasi-Tätigkeit aus dem Verband und aus der Bundeswehr geworfen worden war, den Flug zur Weltmeisterschaft nach Tokio bezahlten.“ Viertelwahrheiten sind Reinschs Leidenschaft. Er unterschlägt, was mancher wissen könnte: Steuer betreute seine Schützlinge dank eines Rechtsstaat-Gerichtsurteils bei den Olympischen Winterspielen und danach auch bei den

Weltmeisterschaften. Allerdings hatte Schäuble die Flugkosten zur WM nach Tokio gestrichen und die hatten dann die Senioren - im Sinne des Rechtsstaats - beim Eisbeinessen gesammelt.

Um ein „Band“ zwischen Richter und der Stasi zu knüpfen, blätterte er diesmal nicht im Zigarettenbilderalbum, sondern - der technische Fortschritt marschiert - surfte im Internet: „der einstige Generalsekretär des Ringerverbandes der DDR ist heute auch Vorsitzender der AG Sport in der als Selbsthilfeorganisation von Stasi-Offizieren gegründeten `Gesellschaft für rechtliche und humanitäre Unterstützung´ e.V. (GRH). Als solcher beharrt er auf der Überlegenheit des sozialistischen Sports à la DTSB, wie auf der Internetseite der GRH nachzulesen ist. `Aus dem schweren Anfang gelangte der Sport der DDR zur Weltspitze. Da die Sportler der BRD-Alt oft hinterherliefen, weniger gut sprangen oder schwammen, wurde nach 1990 die Stasikeule geschwungen. ...“ Für Reinsch und andere: Der erste Satz des GRH-Statuts lautet: „Die GRH ist eine Organisation, die in Verwirklichung der Grundsätze eines sozialen und demokratischen Staatswesens mit politischen und juristischen Mitteln im Rahmen des Grundgesetzes der BRD, in Übereinstimmung mit den internationalen Vereinbarungen über die Bürger- und Menschenrechte in der Öffentlichkeit wirkt.“

Vielleicht mit sich und dem Telefonat unzufrieden, eskalierte Reinschs Anti-DTSB-Stimmung: „... wie nur ... eben in einer Diktatur möglich, trieben sie die Effektivität der Medaillenproduktion auf die Spitze: von der massenhaften Talentsuche über das personalintensive Training bis zum zynischen Einsatz von Hass und Dopingmitteln...“

Man möchte Reinsch anraten: Dann doch lieber Zigarettenbilderalbum. Denn: Wer strebt nicht nach Effektivität in der Medaillenausbeute? Wer betreibt die Talentsuche nicht massenhaft? Wer verzichtet auf personalintensives Training? Wann wurde wo „Hass“ in der DDR zur Leistungssteigerung verwendet - so das möglich sein sollte? Und sollte Reinsch die Dopinggeständnisse der letzten Wochen in der FAZ überlesen haben? Oder die Mitteilungen über die Höhe der dafür aufgewandten Honorare.

Sollte jemand noch die Frage stellen wollen, ob Michael Reinsch an jenem Vormittag die Zusammenkunft anlässlich des 50. Jahrestages der Gründung des DTSB wenigstens besucht hat, um sich - unter Journalisten gemeinhin üblich - selbst ein Bild zu machen, müsste man ihm antworten: Nein.

Muss er auch nicht, denn: Er weiß fast alles¹⁾.

Am Rande: Er ist nicht der einzige in der Branche. Da wäre zum Beispiel noch Holger Schück. Wer sich informieren will, in welchen Sportarten der sich selbst als kundig preist, wirft einen Blick in das jährlich verbreiteten Sportjournalisten-Taschenbuch und liest dort: „Sportpolitik, Profiboxen,

Gesellschaftspolitik, Audio-Features.“ Wer ihn im Bereich „Sportpolitik“ testen wollte, stieß vielleicht auf den Pressedienst des „Deutschen Olympischen Sportbundes“ (2.5.2007), dem der DTSB faktisch 1990 beigetreten worden war. Unter dem anspruchsvollen Titel „Hintergrund und Dokumentation“ schrieb er dort: „Es war ein Jubiläum, das offiziell nicht gefeiert wurde.“ Fragt man sich: Wer hätte es denn „offiziell“ feiern sollen? Und fände nirgends eine Antwort. Schück aber weiß: es wurde „...von einigen Hardlinern und Ewiggestrigen in einer `festlichen Veranstaltung´ in Berlin-Marzahn begangen.“ Diese Unbelehrbaren! Schück jedenfalls weiss: „Diese so genannte Massenorganisation, die ganz im Dienste der SED und ihrer Herrscher-Clique stand, war weit davon entfernt mit einem autonomen Status die wahren Interessen der Sporttreibenden zu vertreten.“

Genug davon. Ich habe noch nie Schücks Profiboxberichte gelesen. Dürftiger könnten die nicht sein.

Bleibe noch abzurunden, dass auch „Spiegel-Online“ dem Ereignis Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Auch da reicht ein Satz: „Er sollte auf sportlichem Weg den Klassenfeind besiegen.“

Der Autor vergaß anzufügen: Er tat es auch!

Und wir konstatieren schlicht: Glückwünsche von Reinsch, Schück & Co wären peinlicher gewesen. Ihr Hass zeugt von anhaltender DTSB-Langzeitwirkung...

Fußnote:

1) Was Reinsch offensichtlich nicht weiß ist, wie sich die „Vereinigung“ 1990 vollzog. Darüber hatte „Der Spiegel“ in seiner Ausgabe 40/1990 (S. 235 f) ausgiebig berichtet: „Das erfolgreichste Sportsystem der Welt wird mit der Vereinigung demontiert. Mit Unterstützung aus Bonn treten die westdeutschen Sportführer in der DDR wie Kolonialherren auf und interessieren sich nur für medaillenversprechender Spitzenathleten. Deren Trainer werden vergrault, viele arbeiten bereits im Ausland.

Der Mann im grauen Arbeitskittel schaufelt bedächtig Gartenabfälle in die Schubkarre. Noch Mitte August wurde Horst Freitag der erfolgreichste Trainer der Welt gefeiert. Jörg Damme, der nebenan Rasen mäht, hatte dort Gold im Trapschießen gewonnen. Zwischen den Rabatten gärtner das Erfolgsduo nur noch, um die Schießanlage in Hoppegarten in `ordentlichem Zustand´ zu übergeben.

Von den Schützenbrüdern aus dem Westen hat Freitag, der von Januar an arbeitslos ist, bisher nur Zynisches gehört. Er dürfe, so das Angebot, im vereinten Deutschland allenfalls Honorartrainer werden: für 4000 Mark - im Jahr.

Wie Freitag ergeht es vielen: Spitzentrainer aus der DDR sind im Westen allenfalls zu Dumpingpreisen. Je näher die für den 14. Dezember terminierte Sportvereinigung rückt, desto deutlicher wird, dass das von Innenminister Wolfgang Schäuble propagierte 'Zusammenwachsen in vernünftiger Weise' tatsächlich ein skrupelloser Anschluss ist.

Zwar gibt es keine offiziellen Vorgaben, doch alle westdeutschen Verbandsfürsten treten nach demselben Muster wie Kolonialherren auf. Sie ließen die 11000 angestellten DDR-Funktionäre und -Trainer auf die Straße werfen und winken jetzt denjenigen gnädig mit Planstellen, die Wohlverhalten zeigen.

An der Einheit interessiert die Sportführer nur zweierlei: die medaillenversprechenden Spitzenathleten aus den, so das Ost-Berliner *Sportecho* 'Billimärkten der DDR' und zusätzliche 120 Millionen Mark Steuergelder aus Bonn. Mit 'äußest großzügiger Hilfe', lobt der Präsident des Deutschen Sportbundes (DSB), Hans Hansen, ermöglicht der Bundeskanzler die Ausdehnung ihrer Macht auf Feindesland. ... Schon bald, prophezeien Experten, würden die für den Westen typischen Probleme wie Planlosigkeit, Postenhuberei und Mißwirtschaft auch das erfolgreichste Sportsystem der Welt zerstört haben. ...

Angesichts des zu erwartenden olympischen Edelmetalls bedienen sich auch jene Funktionäre ungeniert 'vom Fleisch des Opferlammes', so die Ostberliner *Junge Welt*, die jahrelang über den DDR-Sport 'nur die übelsten Spekulationen' (*Sport, Zürich*) verbreiteten. Bei der Leichtathletik-Europameisterschaft in Split steuerte etwa Westpräsident Meyer auf den DDR-Kugelstoßer Ulf Timmermann zu. 'Guten Tag, Meyer mein Name', ging er den verdutzten Athleten an, 'ich bin demnächst ihr Präsident und wollte Ihnen auch zur Goldmedaille gratulieren.'

In allen gesamtdeutschen Verbänden werden die bundesdeutschen Machthaber im Amt bleiben. Keiner, klagt DDR-Schwimmpräsident Wilfried Windolf, 'will seine Position aufgeben.' Ihm bot sein West-Kollege Bodo Hollemann den Posten des vierten Vizepräsidenten an, ohne Stimmrecht. Statt über Integration diskutiert Hollemann lieber darüber, wer die beiden Volvos des DDR-Verbandes lenkt und wem ein Autotelefon installiert wird. ...

Im engen Schulterschuß mit den Funktionären dürfen sich auch die treu ergebenden Bundestrainer sicher auf ihren Posten fühlen. So hat der ehemalige Postbote Horst Bredemeier den Vorzug als gesamtdeutscher Handball-Nationaltrainer vor dem anerkannten Diplomsporthelehrer Klaus Langhoff erhalten. Der Westdeutsche, so begründeten die Präsidien ihre Entscheidung, habe einen gültigen Vertrag. Der war allerdings erst elf Wochen zuvor bis 1992 verlängert worden. ...

Die im alten System gehätschelten DDR-Athleten haben die Weststrategie durchschaut. Bei der Volleyball-WM in China trat das Frauen-Team im letzten Spiel gegen Taiwan mit Trauerflor am Oberschenkel an. Die ohnmächtige Wut der Sportler richtet sich gegen die 'Zerstörung eines ausgeklügelten Sportsystems... Viele prominente Trainer gehen lieber ins Ausland, als sich von Westlern abkanzeln zu lassen. ... Andere Nationen sind hingegen versessen auf die Ost-Spezialisten. ... Interesse zeigen die Westdeutschen dagegen an schnell verwertbarem technischen Material. Die Bobfahrer freuen sich auf die weltweit führenden Ost-Schlitten, die Radfahrer erprobten bereits die Karbonräder. Und die 37 243 Sportanlagen der DDR wurden akribisch auf ihre Tauglichkeit untersucht. ... 'Weil wir immer besser waren', vermutet Schießtrainer Freitag in dieser Vereinnahmungsstrategie 'einen Racheakt'. Denn der DDR-Sport-Sport wird generell als nicht finanzierbar abqualifiziert, über die Effizienz des eigenen Systems gar nicht erst nachgedacht. 'Die tun alle so', erregt sich der ehemalige DSB-Generalsekretär Karlheinz Gieseler über die Chuzpe seiner westdeutschen Funktionärskollegen, als ob wir das Gelbe vom Ei hätten."

14

WIE DIE OLYMPIA-AUSSCHIEDUNGEN 1964 VERLIEFEN

Es erreichte uns der Leserbrief eines Abiturienten, der sich mit einer Arbeit über die gesamtdeutschen Olympia-Ausscheidungen

für Tokio 1964 plagt. Er soll vor allem die „von der SED verfolgten politischen Ziele im Sport der DDR“ untersuchen. Jens H. fand in der Literatur kaum Hinweise, was den 19jährigen bewog, die Redaktion um Auskunft zu bitten. Wir hielten es für angeraten, ihm nicht nur mit einem Brief zu antworten, da wir bestätigt fanden, dass das Thema von den gut besoldeten „Aufarbeitern“ der jüngeren „deutschen Sportgeschichte“ 17 Jahre lang ignoriert worden war.

Zur Vorgeschichte: 1955 hatte das IOC mit Mehrheit entschieden, bei künftigen Olympischen Spielen eine Mannschaft beider deutscher Staaten starten zu lassen. (Die IOC-Mitglieder der BRD hatten gegen den Vorschlag votiert, blieben damit aber bei der Minderheit.) Ab 1956 fanden Ausscheidungen zwischen den Sportverbänden beider Länder statt. Da die Bundesrepublik gefordert hatte, dass das Land, das die Mehrheiten dieser Mannschaften stellt, auch den Chef de Mission nominiert - und das IOC ihr zustimmte -, gewannen die Ausscheidungen bald an Brisanz. Die BRD stellte die Mehrheit in Cortina d'Ampezzo, Melbourne (jeweils 1956), in Squaw Valley, Rom (1960) und bei den Winterspielen 1964 in Innsbruck. Eine völlig neue Situation hatte sich nach der Schließung der DDR-Grenzen am 13. August 1961 ergeben.

1962

14. September

Der Westberliner Rundfunksender RIAS II überträgt eine Diskussion Daumes mit Westberliner Schülern, die ihm auch folgende Frage stellen: „Würden Sie die gesamtdeutsche Mannschaft auch dann in Kauf nehmen, wenn dazu Verhandlungen notwendig sind und auch Ausscheidungskämpfe?“

Daume: „Um eine gesamtdeutsche Mannschaft zu bilden, muss man natürlich miteinander sprechen und muss Ausscheidungen austragen, die auf Grund gesetzlicher Bestimmungen im Augenblick überhaupt nicht möglich sind.“

8. Dezember

Grauer Regen treibt über den Genfer See. In den Eilzügen, die an seinen Ufern verkehren, haben die Schaffner längst die Heizungen eingeschaltet. Hoch über den Dächern von Lausanne, in der ehrwürdigen Villa „Mon Repos“ klappert Frau Zangghi auf ihrer Schreibmaschine. Kommt ein Besucher, plaudert sie mit ihm. Vier Sprachen beherrscht sie perfekt und

kann notfalls auch verlässliche Auskünfte geben über den 1937 verstorbenen Begründer der modernen Olympischen Spiele, Baron de Coubertin, denn der hatte sie in den frühen dreißiger Jahren eingestellt und Jahre hindurch hatte sie seine Post erledigt und später auch seinen Nachlass umsichtig verwaltet. (An ein Olympisches Museum war damals noch nicht zu denken.)

Konferenzen, wie die, die an diesem Tag im kleinen Sitzungssaal des IOC stattfindet, sind für sie Routine. Sie weiß, dass Kanzler Otto Mayer irgendwann die teppichbelegte Villentreppe hinaufkommen und ihr ein Kommuniqué diktieren wird. Danach wird sie die Nachrichtenagenturen in Genf anrufen und ihnen den Text durchsagen.

Am Mittag läßt sie die vielen Anrufer wissen, sie sei skeptisch, ob es überhaupt ein Kommuniqué geben würde. Otto Mayer, der sonst den Tag in seinem Juweliersalon im Zentrum Lausannes zu verbringen pflegt, hat ihr schon am Morgen angedeutet, dass es wieder „Ärger mit den Deutschen“ geben dürfte. Aber dann war er doch zusammen mit seinem Bruder Albert - Oberbürgermeister von Montreux und IOC-Mitglied für die Schweiz - in ihr Büro gekommen und hat ihr einen Text diktiert, einen Text, mit dem Otto Mayer, wie er versichert, nie gerechnet hatte

Die Vorgeschichte jener Sitzung hatte faktisch am 13. August 1961 begonnen, als die DDR ihre Westgrenze schloss und die Sportorganisation der BRD 72 Stunden später verkündete, dass sie jeglichen Sportverkehr mit der DDR abgebrochen habe. Der Präsident des NOK der BRD Willi Daume - einer der Herren, die nun im IOC-Konferenzsaal saßen - hatte am 16. August 1961 im Düsseldorfer Parkhotel erklärt: „Wir können und wollen nicht weiter mit politischen Funktionären zusammentreffen und so tun, als sei nichts geschehen. Ich bin sicher, dass unser Beschluss die einzige Sprache ist, die die Zone versteht.“

Am 7. September 1961 hatte er dem Abbruch im Sender RIAS die Forderung folgen lassen, dass die DDR durch das IOC zum „Aggressor“ erklärt werden sollte, eine Forderung, die von den BRD-Medien zwar lärmend begrüßt, aber von den zuständigen Instanzen ignoriert wurde.

Die sportliche Blockade der DDR wurde 1962 demonstriert, als man den BRD-Schwimmern untersagte, an den Europameisterschaften in Leipzig teilzunehmen und die Ausscheidungen für die gesamtdeutsche Mannschaft zu den Leichtathletik-Europameisterschaften in Belgrad im Ausland (Prag und Malmö) erzwang.

1963 wurde die Frage aktuell, wo man angesichts dieser Situation die Ausscheidungen für die Olympiamannschaften in Innsbruck und Tokio 1964 austragen sollte? Daume entschloss sich zur „Vorwärtsstrategie“ und stellte neun Forderungen auf, die von der DDR-Seite akzeptiert werden müsste, ehe überhaupt eine gemeinsame Mannschaft ins Auge

gefasst werden könnte. Punkt 9 lautet: „Das IOC übernimmt das Patronat über die Mannschaft. Es führt auch die auf NOK-Ebene notwendigen Verhandlungen möglichst an seinem Sitz in Lausanne durch.“ Damit sollten Verhandlungen auf deutschem Boden von vornherein ausgeschlossen werden.

Das IOC-Oberen ließen sich in der Regel von niemandem Bedingungen diktieren, entschieden aber, eine Sitzung nach Lausanne einzuberufen, auf der es zur ersten „Wieder“-Begegnung zwischen den NOK-Präsidenten der BRD und der DDR kommen und der weitere Weg nach Innsbruck und Tokio konzipiert werden sollte.

Die sollte am 8. Dezember um 9 Uhr beginnen. Die Teilnehmer: Eine vom IOC nominierte Verhandlungsdelegation der IOC-Mitglieder Otto Mayer (Schweiz), Mohammed Taher (Ägypten), der allerdings seit seiner Flucht aus Kairo an der Seite des ägyptischen Königs nach den Regeln als Staatenloser gar nicht mehr IOC-Mitglied sein konnte, aber von Präsident Brundage (USA) gern als „Sonderbotschafter“ eingesetzt wurde, und dem IOC-Kanzler Otto Mayer.

Um 9 Uhr konnte man nicht beginnen, da zwei Herren noch fehlten: Daume und Taher. Sie erschienen mit einer halben Stunde Verspätung kurz nacheinander und hatten unterschiedliche Entschuldigungen. Taher klagte, dass sein Zug mit Verspätung eingefahren sei und Daume behauptete, der Taxifahrer habe nicht gewusst, wo das IOC seinen Sitz habe. Die von allen - vor allem natürlich von den Journalisten aus DDR und BRD - mit einiger Spannung erwartete erste Begegnung zwischen Daume und Schöbel, verlief - trotz Daumes Ankündigung mit den Leuten aus der „Zone“ nie mehr zu verhandeln -, völlig normal. Daume begrüßte den Leipziger Verleger so herzlich, als hätte es nie Probleme zwischen ihnen gegeben.

Danach verlief der Vormittag ergebnislos.

Niemand ahnte zu diesem Zeitpunkt, dass sowohl der Exil-Ägypter als der bundesdeutsche NOK-Präsident gelogen hatten, als sie ihre Verspätungen erklärt hatten.

Tatsächlich hatte Daume nämlich Mohammed Taher schon vor seinem Aufbruch in der BRD in Genf angerufen und ihn um eine Begegnung noch vor der Sitzung auf dem Bahnsteig in Lausanne gebeten. Dort schlug er ihm vor, bei der Tagung zwei getrennte deutsche Mannschaften für Innsbruck und Tokio zu empfehlen. Der vorsichtige Taher dachte jedoch nicht daran, Daumes Empfehlung vorzutragen. Angesichts seiner persönlichen Situation als Staatenloser hielt er es für viel zu riskant, sich mit diesem Vorschlag ins Zentrum des olympischen Polit-Geschehens zu katapultieren. Daumes Motiv war die Hoffnung, mit dieser Variante auf einen Schlag seine Probleme zu lösen: Eine IOC-Empfehlung befreite ihn von der Notwendigkeit, in Bonn zwei Mannschaften rechtfertigen zu

müssen und Ausscheidungen auf deutschem Boden auszutragen und damit den Sportverkehr wieder aufzunehmen. Als er begriff, dass er mit Taher nicht rechnen konnte, offenbarte er in der ersten Pause Otto Mayer seinen Vorschlag. Der nahm ihn maßlos überrascht zur Kenntnis, erkannte aber sofort die einmalige Chance, sich als derjenige profilieren zu können, der endlich die „deutschen Querelen“ aus der Welt geschafft hatte.

In der Mittagspause weihte er seinen Bruder ein, der die Situation ähnlich einschätzte. Dann begab er sich zu Frau Zangghi und diktierte ihr die „IOC-Empfehlung“, künftig zwei deutsche Mannschaften - unter einer Flagge - starten zu lassen.

Die Nachmittagssitzung endete schnell. Die wartenden Journalisten waren sicher, dass die Verhandlungen gescheitert waren und glaubten ihren Ohren nicht trauen zu können, als Albert Mayer ihnen den Text vorlas: „Anlässlich einer Beratung, die am 8. Dezember 1962 am Sitz des IOC in Lausanne zwischen einer Delegation des IOC, der die Herren Seine Exzellenz Mohammed Taher, Albert Mayer und IOC-Kanzler Otto Mayer angehörten, und den Vertretern der NOK West- und Ostdeutschlands stattfand - für Westdeutschland die Herren Willi Daume, Bernhard Baier, für Ostdeutschland die Herren Dr. h.c. Schöbel und Helmut Behrendt -, beschlossen die Vertreter des IOC, der Tagung des Exekutivkomitees des IOC, die am 8. Februar 1963 in Lausanne zusammentreten wird, folgende Vorschläge zu unterbreiten:

1. Zu den Olympischen Spielen, die 1964 in Tokio und Innsbruck stattfinden, werden Westdeutschland und Ostdeutschland jeweils ihre eigenen Mannschaften aufstellen und entsenden, die von ihren nationalen Verbänden ausgewählt werden und den vom IOC vorgeschriebenen Regeln unterworfen sind.
2. Die deutschen Mannschaften werden, ebenso wie 1960, unter ein und demselben Symbol (Fahne, Emblem) und ein und derselben Hymne erscheinen.
3. Die NOK der beiden Deutschlands haben bis zum 15. Januar 1963 Zeit, der Kanzlei des IOC ihre Zustimmung mitzuteilen.
4. Diese Vorschläge treten erst nach ihrer Billigung durch das Exekutivkomitee in Kraft.

Diese Lösung ist die logische Konsequenz der Schwierigkeiten, die gegenwärtig der Bildung einer völlig einheitlichen Mannschaft entgegenstehen. Sie wird der Sache des olympischen Geistes besser dienen."

Die erste Frage der Journalisten lautete verständlicherweise: „Was hat Willi Daume dazu gesagt?"

Otto Mayer: „Er hat zugestimmt, sofort und ohne Vorbehalt!"

Die Nachrichtenagenturen kableten die Sensation in die Welt: Künftig zwei deutsche Olympiamannschaften!

Kaum jemand konnte sich die Zustimmung Daumes erklären, wobei nur wenige bedachten, dass er damit auch einem anderen Risiko aus dem Wege gehen konnte: Kam es zu einer Mannschaft, die wie die vorangegangenen durch Ausscheidungen entstünde, würde auch wieder die von der BRD durchgefochtene Regel gelten, dass die Seite den Chef de Mission stellt, die über die Mehrheit im Team verfügt. Sollten aber Ausscheidungen nach den relativ klaren deutlichen Überlegenheiten der BRD in Melbourne (141:37) und Rom (194:133) für Tokio einen DDR-Vorteil ergeben, war zu befürchten, dass DTSB-Präsident Manfred Ewald diese Funktion übernahm. Dessen Mitgliedschaft im Zentralkomitee der SED könnte Bonner Politiker dazu bringen, Daume die Alleinschuld anzulasten. Er könnte dafür verantwortlich gemacht werden, dass ein Kommunist die gesamtdeutsche Mannschaft anführte.

9. Dezember

Am Morgen stieg Willi Daume in Frankfurt/Main aus dem Schlafwagen aus Lausanne und gab wenig später folgende Erklärung ab: „Die Herren der Lausanner IOC-Delegation verhehlten nicht ihren Eindruck, dass die Bildung gesamtdeutscher Olympiamannschaften nach dem Muster von 1960 unter den gegenwärtigen Umständen der menschlichen Verständigung zwischen den deutschen Sportlern eher abträglich sein würde. Die Unzahl der notwendigen Verhandlungen, die erkennbar von der anderen Seite mit immer stärkerer politischer Provokation geführt werden würden, die notwendigen Ausscheidungen in diesem schwierigen Klima ... all das ergab den Vorschlag des IOC einer kleinen Lösung für 1964 ... Zunächst mal müssen sich bis zum 15. Januar 1963 die beiden deutschen NOK zu dem Vorschlag erklären. Hier sehe ich auf der sowjetzonalen Seite schon einige Schwierigkeiten, denn das politische Sandkastenspiel geht so nicht auf. Man hat keine permanenten Verhandlungen, mit denen man die Mauer gesellschaftsfähig machen oder andere politische Absichten verfolgen kann.“

10. Dezember 1962

Willi Daume gab der „Welt“ folgendes Interview:

„Die Welt‘: Herr Daume, als Ergebnis Ihrer Beratungen mit den Vertretern des Internationalen Komitees hat sich die Möglichkeit ergeben, dass 1964 zwei deutsche Olympiamannschaften unter gemeinsamer Flagge an den Spielen in Tokio und Innsbruck teilnehmen werden.

Daume: Man kann nicht sagen, dass sie gut ist, aber sie ist eine meines Erachtens akzeptable Lösung unter den geplanten Umständen. Sie würde uns der endlosen strapazierenden Verhandlungen entheben, wobei dies

jedoch nicht das Entscheidende sein sollte. Aber auch die Lausanner IOC-Delegation ließ sich von solchen Erwägungen leiten.“

14. Dezember

In der „Welt“ erschien die folgende Nachricht: „Mit dem Vorschlag des IOC, dass an den Olympischen Spielen zwei deutsche Mannschaften teilnehmen sollten, wird sich voraussichtlich das Bundeskabinett befassen. Das erklärte der Sprecher der Bundesregierung, Staatssekretär von Hase, in Bonn.“ Die Bundesregierung fordert Daume im Ergebnis dieser Beratung auf, sich umgehend nach Chikago zu begeben und den IOC-Präsidenten Avery Brundage zu einer Korrektur des Lausanne-Vorschlags zu bewegen. Der Termin der Daume-Reise wurde geheimgehalten.

18. Dezember

In Berlin tagte das NOK der DDR und beauftragte Dr. Heinz Schöbel, dem IOC das Einverständnis des NOK der DDR zu der IOC-Regelung mitzuteilen.

1963

13. Januar

Das NOK der BRD verabschiedete in Frankfurt(Main) eine Entschließung, in der es hieß: „Der Präsident des IOC, Avery Brundage und das deutsche IOC-Mitglied, Willi Daume, trafen sich am 7. Januar 1963 in Chikago, um die Frage der deutschen Olympiamannschaft für 1964 eingehend zu überprüfen. Dabei ergab sich, dass der Lausanner Vorschlag nicht in Übereinstimmung mit den Regeln und gültigen Beschlüssen des IOC gebracht werden kann. ... Das NOK begrüßte ... diese Klarstellung des IOC-Präsidenten und entschied sich einstimmig für die Bildung der gesamtdeutschen Olympiamannschaft 1964 auf dieser Grundlage.“

Auf der dieser Beratung folgenden Pressekonferenz log Daume: „Zudem habe ich, das möchte ich mit allem Nachdruck betonen, in Lausanne keine Zustimmung gegeben. Leider sind viele Mißverständnisse aufgetreten. Aber wissen Sie. Das ganze ist doch ein Pokerspiel.“ (*„Die Welt“ 14.1.1963*) Die Erklärung Daumes brüskierte Albert und Otto Mayer, was sie bewog, mir als Korrespondentem des „Neuen Deutschland“ in einem persönlichen Gespräch die Details mitzuteilen. Otto Mayer dazu noch über Daumes „Ausrede“ wegen der Verspätung: „Als Daume sagte, dass der Taxifahrer das IOC nicht gefunden habe, wusste ich, dass er log. Es gibt keinen Taxifahrer in Lausanne, der die Adresse des IOC nicht weiß.“

20. Januar

IOC-Kanzler Otto Mayer wurde von der Stuttgarter Sportnachrichtenagentur ISK (Internationale Sportkorrespondenz) befragt, wie er die Erklärung Willi Daumes aufgenommen habe, dass die Lösung von Lausanne für ihn „vom ersten Augenblick an unannehmbar“ gewesen sei. In der sich aus seiner Antwort ergebenden Nachricht heißt es: „Maier erklärte `Ich bin mehr als überrascht, daß sich Herr Daume so geändert hat. Er war damals bei der Lausanner Zusammenkunft mit dem Kompromissvorschlag getrennter deutscher Mannschaften ganz einverstanden, und er machte nur zur Bedingung, daß sich sein NOK am 12. Januar in Frankfurt anschließt. Ja, der Vorschlag geht sogar auf Herrn Daume selbst zurück! Er unterbreitete ihn mir am 8. Dezember, während der Verhandlungspause. Daraufhin bat ich in der Mittagspause meinen Bruder Albert Maier, den Schweizer IOC-Delegierten, die Kompromißlösung mit zwei deutschen Mannschaften auszuarbeiten, die dann bei der Nachmittagsbesprechung bekanntgegeben wurde. Ich komme sonst mit Herrn Daume sehr gut aus, aber diese Schwenkung kann ich nicht verstehen. Man kann doch heute nicht so und morgen so denken! Ich weiß nicht, ob auf den westdeutschen NOK-Präsidenten von irgendeiner Seite ein Druck ausgeübt worden ist.“

6. Februar

In Lausanne fand eine Zusammenkunft des IOC-Präsidenten mit beiden deutschen NOK-Präsidenten statt, bei der entschieden wurde, dass die Mannschaften für 1964 nach den gleichen Prinzipien wie die der Jahre 1956 und 1960 aufgestellt werden. Aufkommende Streitfragen entscheidet der IOC-Präsident. Die notwendigen Verhandlungen müssen auf deutschem Boden stattfinden. Damit war der Abbruchbeschluss von Düsseldorf faktisch außer Kraft gesetzt.

9. März

Im Westberliner Hotel Hilton wurde ein 19-Punkte-Protokoll unterschrieben. Punkt 12: „Die Führung der gemeinsamen deutschen Olympiamannschaft liegt in den Händen der beiden NOK-Präsidenten...“ Sie sind also völlig gleichberechtigt.

27. März

Willi Daume erklärte in einer Rede in Mannheim: „Wir können auf die Dauer nicht unseren Aktiven, zum Beispiel Hetz, erklären: Als anständiger Staatsbürger musst du auf einen Start in Leipzig und damit mutmaßlich auf drei Europameistertitel verzichten; um ihm ein anderes Mal zu sagen: Als guter Staatsbürger musst du jetzt in Leipzig zur Ausscheidung für die

gesamtdeutsche Olympiamannschaft antreten. Das versteht das Sportvolk nicht, und das macht es auch auf die Dauer nicht mit."

28. Mai

Die Vertreter der beiden deutschen Fußballverbände trafen sich in Eisenach und vereinbarten, zwei Ausscheidungsspiele in Karl-Marx-Stadt (15. September) und Hannover (22. September) zu bestreiten. Daume verweigertw seine Zustimmung und verlangtdte vom westdeutschen Fußballverband, das zweite Spiel nicht in Hannover, sondern Berlin-West auszutragen.

20. August

In Lausanne erklärte IOC-Präsident Brundage bei einer Beratung mit beiden deutschen NOK: „Ich werde keine Konzentration von Ausscheidungen in Westberlin zulassen!" Daume gab daraufhin seinem Fußballverband Order in Hannover anzutreten.

1964

5. April

Bei den Ausscheidungen im Judo (4.4.1964/Lübeck und 5.4.1964/Rostock) qualifizierten sich 1 Judoka der DDR und drei der BRD.

10. Mai

Im Basketball wurden zwei Ausscheidungsspiele ausgetragen: In Osnabrück (7.5.1964) triumphierte die DDR 81:53, in Berlin mit 77:60. Im Olympiaqualifikationsturnier in Genf erreichte die DDR Platz sieben und konnte sich damit nicht für Olympia qualifizieren.

24. Mai

In zwei Ausscheidungsspielen setzte sich die DDR 3:1 (16.5.1964 / Magdeburg) und 1:1 (Wuppertal) durch. Damit qualifizierten sich 11 DDR-Wasserballspieler für Tokio.

31. Mai

In Westberlin fanden nach Ausscheidungen in Westberlin (28.5.1964), Schwerin (29.5.1964 und 30.5.1964) die letzten fünf Finalkämpfe der Olympiaausscheidungen im Boxen statt. Es qualifizierten sich 6 Boxer aus der DDR und 4 Boxer aus der BRD.

3. Juni

Was der siebenjährige Wallach Oleander mitten auf dem Parcours der Ausscheidungen der Springreiter im Westberliner Olympiastadion vollführte, wird so schnell niemand vergessen: Nach einem Gewaltritt durch zusammenstürzende Hindernisse warf er seinen Reiter ab und stürmte dann wildschnaubend durch das weite Oval. Erst als er seinen Pfleger im Marathontor wahrnahm, beruhigte er sich. Die Fehlerpunkte, die auf Oleanders Konto zu buchen waren, summierten sich zu einer dreistelligen Summe.

Der tiefere Grund für den Ausbruch des Wallachs lag darin, daß die Olympia-Ausscheidung der Reiter einem Vorgaberennen glichen. Vergeblich hatten sich die Reiter bemüht, einen westdeutschen Vorteil auszugleichen: Die DDR war nicht Mitglied der internationalen Reitsportföderation und demzufolge durften ihre Reiter an keinem offiziellen internationalen Turnier teilnehmen. Selbst als ein Turnier in Warschau stattfand, wurde ihnen der Start verwehrt. Das Reglement der internationalen Reitsportföderation besagte, daß nur anerkannte Mitgliedsverbände bei solchen Turnieren starten dürften. Die DDR-Reitsportler waren offiziell Mitglied der FEI gewesen und wieder ausgeschlossen worden, als der bundesdeutsche Vertreter im obersten Organ der FEI, Graf Rothkirch, den Antrag auf Ausschluss gestellt hatte. Der „Anlass“: Bei einem Turnier in Stockholm hatten die Veranstalter trotz des Protestes des bundesdeutschen Botschafters beide deutsche Flaggen gehisst. Der Botschafter wandte sich mit einer Beschwerde an Bonn, Bonn ließ Graf Rothkirch wissen, was er zu tun habe, und wenig später standen die DDR-Sportler vor versiegelten Toren und der Präsident der FEI, Prinz Bernhard der Niederlande, erklärte unmissverständlich: „Solange ich Präsident der FEI bin, wird die DDR nie Mitglied. Das widerspricht meiner politischen Auffassung.“

So musste Oleander auf den Parcours ohne zu wissen, wie es dort zugeht.

Es qualifizierten sich beim Springreiten 4 Aktive der BRD, keiner aus der DDR.

20. Juni

Die Ausscheidungen im Gewichtheben fanden am 5. Juni in Mannheim und am 20. Juni in Leipzig statt. Es qualifizieren sich 4 Aktive aus der DDR, 3 Aktive aus der BRD.

28. Juni

Die DDR-Fußballelf qualifiziert sich in Warschau im Entscheidungsspiel gegen die UdSSR mit 4:1 für Olympia. Zuvor hatte sie die Ausscheidungsspiele gegen die BRD 3:0 (15.9.1963/Karl-Marx-Stadt) und 1:2 (22.9.1963/Hannover) absolviert und danach die vom IOC anberaumten Qualifikationsspiele gegen die Niederlande 1:0 (14.3.1964/Den Haag) und

3:1 (28.3.1964/Rostock) und gegen die UdSSR 1:1 (31.5.1964/Leipzig) und 1:1 (7.6.1964/Moskau) bestritten. Damit qualifizieren sich 20 DDR-Fußballspieler für Tokio.

4. Juli

Die besten Turner beider deutscher Verbände kämpften in Essens Gruga-Halle um die Tokiofahrkarten. Bei den Frauen war die „schlechteste“ aus der DDR noch vor der besten aus der BRD.

Den Leipziger DHfK-Turner Klaus Milbradt versuchte man während die Ausscheidungen „abzuwerben“. Das wurde auch in anderen Sportarten getan: Von den rund 2000 DDR-Sportler, die während der Ausscheidungen in die Bundesrepublik reisten, kehrten 1997 in ihre Heimat zurück. Ein Gewichtheber und zwei Radsportler wechselten die Seite.

Bei den Ausscheidungen der Turner (4./5.7.1964/Essen und 25./26.7.1964 in Magdeburg) qualifizierten sich 4 Turner aus der DDR, 2 Turner aus der BRD, die auch 1 Ersatzmann stellte. Bei den Frauen (27./28.6.1964/Wolfsburg und 18./19.7.1964/Schwerin) stellte die DDR 8 Olympiateilnehmerinnen.

Bei den Ringer-Ausscheidungen in Hof wurde der von beiden Verbänden eingeladenen rumänische Schiedsrichter Trajan Staicu als „Kommunistenschwein!“ beschimpft. Der Präsident des bundesdeutschen Ringerverbandes, Lippold, kam dazu, hatte aber nicht den Mut, die Randalierer zur Ruhe zu bringen.

Bei den Ausscheidungen im klassischen Ringen (1.7.1964/Zwickau und 4.7.1964/Hof) qualifizieren sich 3 DDR-Ringer und 5 Ringer der BRD.

Im Freistil (15.7.1964/Dortmund und 18.7.1964/Leipzig) 2 DDR-Ringer und 6 aus der BRD

5. Juli

Die Hockeymannschaft der DDR hatte das vierte und letzte, alles entscheidende Spiel 2:2 beendet, damit fuhr die Hockeymannschaft der DDR nach Tokio. Dem Rückspiel in Jena ging eine Kontroverse voraus. Der bundesdeutsche Hockeypräsident Reinberg monierte die Plakate, auf denen die Mannschaften des „Deutschen Hockeysportverbandes (DDR)“ und des „Deutschen Hockeybundes (BRD)“ angekündigt waren. Wegen der beiden Staatsbezeichnungen erwog Reinberg nach Rücksprache mit Daume, seine Mannschaft nicht antreten zu lassen. Am Ende besann er sich jedoch. Die DDR-Auswahl triumphierte mit 1:0, was ein drittes Spiel nötig machte. Das fand am 1. Juli - einem Mittwoch - ebenfalls in Jena statt. Der Westberliner „Telegraf“ hatte bereits am 26. Juni gemeldet, dass die bundesdeutsche Mannschaft erst verspätet anreisen dürfe: „Für die Nacht zum Dienstag sind sämtliche Betten in Jena belegt. Wir bitten

daher, die Mannschaft erst im Laufe des Dienstags in Jena anreisen zu lassen. Dieser Bescheid ist mehr als deutlich und legt die Absicht der Zonen-Funktionäre klar zutage.“ Der Westberliner „Abend“ meldete am Tag des Spiels: „Meldungen wonach die Mannschaft nicht früher einreisen durfte, weil keine Quartiere in Jena vorhanden seien ... sind aus der Luft gegriffen. Der DHB hielt den Dienstag als Anreiseternin für angemessen.“ Dieses dritte Spiel gewann die DDR 1:0, das vierte endete 2:2, womit sich die DDR-Mannschaft für Tokio qualifiziert hatte.

Im Hockey qualifizierten sich damit 18 DDR-Spieler, im Straßenradsport 2 DDR-Fahrer und 3 BRD-Fahrer

4. August

Einer winkte ab, als man ihm das Protestformular zur Unterschrift vorlegte. Zwei Wochen vorher war er mit seiner Hochseejacht in den Hafen von Warnemünde eingelaufen, während einige seiner Angestellten seinen Drachensegler für die erste Ausscheidungs-Regatta rennfertig machten. Der Hamburger Bugsierreeder Schuchmann ließ seine Umwelt spüren, daß er es fast als Entgegenkommen betrachte, bis nach Warnemünde gekommen zu sein. Diese Haltung änderte sich ein wenig, als er sich dort mit Seglern maß, deren Namen ihm das erste Mal begegneten, als er sie auf den täglichen Ergebnislisten vor seinem las.

In Travemünde, bei der zweiten Ausscheidungsregatta, hoffte er, wie andere, die Vorsprungspunkte der DDR-Segler wettmachen zu können. Es wurde nichts daraus. Am Ende kam jemand auf die Idee, einen Vermessungsprotest gegen die DDR-Drachenboote einzureichen. Bugsierreeder Schuchmann unterschrieb ihn und startete tags darauf zur nächsten Wettfahrt, die ihm nicht viel mehr Punkte eintrug als die vorangegangenen. Als die Entscheidung gefallen war, formulierte er einen neuen Vermessungsprotest. Er machte die Runde, Schuchmann unterschrieb nicht. Er betrachtete sich als im Wettkampf bezwungen, warf die Leinen seiner Jacht los und segelte davon.

Eine westdeutsche Zeitung hatte nach der letzten Regatta geschrieben: „Bisher saßen in den deutschen Olympiabooten Gentlemen und nicht Arbeiter und Bauern. So ändern sich die Verhältnisse!“

Im Segeln (Ausscheidungen 19.-26.7.1964/Warnemünde und 1.-8.8.1964/Travemünde) qualifizierten sich 8 DDR-Segler und 5 BRD-Segler.

9. August

Die Ausscheidungen im Modernen Fünfkampf fanden vom 12.-16.7.1964 in Halle/Leipzig statt und vom 5.-9.8. in Warendorf. Es qualifizieren sich 2 DDR- und 2 BRD-Fünfkämpfer.

Zwischenstand der für Tokio qualifizierten Athleten Mitte August: DDR 89 - BRD 38.

Mitte August begannen denn auch in der bundesdeutschen Presse Alarmsirenen zu heulen. Die Hamburger „Zeit“ wurde am deutlichsten: „Voller Sorge blicken wir auf Tokio, aufgewühlt, aufgeschreckt ist fast jeder von uns von den für das ganze Land beschämenden Resultaten jener Wettkämpfe, in denen sich bisher ganz deutlich die Überlegenheit der ostdeutschen Gesellschaftsordnung gezeigt hat. Zwar sind wir alle Deutsche, zur Olympiade aber schicken wir lieber Ratzeburger als Magdeburger. Tokio dürfte für uns gewissermaßen ein Stalingrad oder wenigstens ein Waterloo werden. Man hat, was fast noch schlimmer ist, im kalten Krieg eine Schlacht verloren.“

Diese Zeilen erschienen in einer der führenden Zeitungen der BRD, die die Zwischenergebnisse der Olympia-Ausscheidungen als Ausweis der „Überlegenheit der ostdeutschen Gesellschaftsordnung“ ausgab. Wohlgermerkt: man zitierte keinen der SED-Politbüro-Beschlüsse, die die heutigen Historiker so gern in ihren dicken Bänden verbreiten!

Die Stuttgarter „Sport-Illustrierte“ - das damals führende Medium der Sportpublizistik - widmete den Zwischenergebnissen zwei umfangreiche Untersuchungen, wie es zu solchen Ergebnissen überhaupt hatte kommen können und begann: „Im gesamtdeutschen Kräftemessen um die Flugkarten nach Tokio hat die Mannschaft der Zone einen kaum mehr einzuholenden Vorsprung. ... Vorwürfe werden laut. Gegen die Sportler, gegen deren Funktionäre, gegen die Bundesregierung. ... Es war fast immer derselbe Vorgang nach jeder neuen Ausscheidung, nach jedem neuen Reinfall. Man zählte die Häupter seiner Lieben, ... man verglich, hie Ost, hie West, und immer bekam man eine Rechnung präsentiert, die einfach unglaublich erschien ... Diesmal waren die anderen besser. ... Der westdeutsche Sport hat versagt, nicht nur so, sondern mit Pauken und Trompeten.“ Das böte der anderen Seite „Material“ für eine „These“, der Willi Daume schon 1958 in einem Brief an den DTSB widersprochen hatte: „Wie in totalitären Staaten Höchstleistungen gezüchtet werden, ist hinlänglich bekannt. ... Es imponiert uns nicht. Im Sommer 1964 imponierte es doch. ... Der westdeutsche Sport hat sich mit einer neuen und zugleich für ihn unbequemen Situation abzufinden: Mit dem Plus in den gesamtdeutschen Ausscheidungen ist die Sowjetzone nach fast zwölfjährigem Querfeldeinrennen an ihrer sportlichen Endstation Sehnsucht angekommen. ...“

27. August

Die Ausscheidungen im Wasserspringen fanden in Köln (19./20.8.1964) und Rostock (26./27.8. 1964) statt. Es qualifizierten sich 6 DDR-Springerinnen und Springer und 3 aus der BRD.

30. August

Die Ausscheidungen im Schwimmen fanden in Magdeburg (21./22.8.1964) und Dortmund (28./30.8.1964) statt. Es qualifizieren sich 27 DDR-Athleten und 18 der BRD

Am gleichen Tag endeten die Ausscheidungen der Leichtathleten (22.8.1964/Westberlin) in Jena (29./30.8.1964) mit dem Resultat, dass 58 DDR-Aktive bei Olympia starten werden und 47 aus der BRD.

Am gleichen Wochenende fielen auch die Entscheidungen im Rudern in Berlin-Grünau und Duisburg-Wedau. Die DDR stellte 4 Aktive für Tokio, die BRD 22.

17. September

Die Ausscheidungen im Kanu wurden in Berlin-Grünau (10.9.1964), Magdeburg (12.9.1964) und in Duisburg-Wedau (17.9.1964) ausgetragen. Das Resultat: DDR 2, BRD 12.

Nachdem die Bahnradsfahrer verspätet die Ausscheidungen absolvierten, ergab sich der Endstand von 194:183 zugunsten der DDR. Die DDR stellte damit auch den Chef de Mission und nominierte erwartungsgemäß Manfred Ewald.

DIE ANDERE SEITE:

In der Bundesrepublik Deutschland fehlte es bislang fast völlig an „Aufarbeitungen“ zu diesem Abschnitt der Sportgeschichte. Die nach 1990 erschienenen Veröffentlichungen befassten sich zwar fast ausschließlich mit der DDR aber die „Themen“ beschränkten sich auf „Doping“ auf die angebliche Vernachlässigung des Breitensports, oder der Bevorzugung medaillenträchtiger Sportarten. Einzig der renommierte und wegen seiner toleranten Sachlichkeit geschätzte Prof. Arnd Krüger (Göttingen) hatte bereits 1975 in seinem Buch „Sport und Politik“ diesen Zeitabschnitt behandelt: „Mit dem Mauerbau schuf sich die DDR die ökonomische Basis für die vorher immer nur beteuerte staatliche Selbständigkeit. Indem ihre Bevölkerung, und vor allem die besonders qualifizierte, nicht mehr einfach dem Land den Rücken kehren konnte, war sie gezwungen, sich stärker mit der DDR als ihrem Staat zu identifizieren. Die folgenden Jahre waren durch weitere internationale Entspannungsversuche gekennzeichnet, die es der westdeutschen Regierung schwer machten, weiter ihren harten Kurs gegen die DDR aufrechtzuerhalten. So normalisierte sich das deutsch-deutsche Verhältnis in zunehmendem Maße und nahm nachbarschaftliche Dimensionen an. Beide Seiten benutzten im Sport die etwas ruhiger werdende Zeit zum Ausbau und zur Befestigung der inneren Verhältnisse. Hierzu gehörten im Westen auch

die von der Studentenbewegung ausgehende Diskussion um vermehrte Demokratisierung.

6. 1. Gesamtdeutscher Sportverkehr: Das Ende der Gemeinsamkeit

Zur Vorbereitung auf eine gemeinsame Mannschaft für die Olympischen Spiele von 1964 waren 16 NOK- und 96 Verbands-Verhandlungen notwendig. Diese nie erlebte Fülle zeigt, wie hart von Anfang an von beiden Seiten um jeden Zentimeter Vorteil gerungen wurde.

Den Auftakt machte der Internationale Leichtathletik-Verband, dessen Politik durch die enge personelle Verbindung mit dem IOC (sein Vorsitzender Lord Bourghley ist Vize-Präsident des IOCs) immer gut koordiniert war. Er bestand auf einer gemeinsamen - oder gar keiner - Mannschaft für die anliegenden Europameisterschaften in Belgrad. Beide Seiten konnten und wollten von ihrer harten Position nicht zurück. Nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts konnte es jedem DDR-Sportfunktionär passieren, daß er beim Betreten der BRD verhaftet würde. Bundesdeutsche weigerten sich, hinter den Stacheldraht und die Mauer zu fahren. So kam es zu der peinlichen Situation, die deutschen Ausscheidungen in Prag und Malmö abzuhalten.

Der Mayer-Kompromiß

In der Sorge, daß sich die Fronten weiter verhärten würden und es unmöglich werden könnte, eine deutsche Mannschaft zu den nächsten Olympischen Spielen zu entsenden, griff der IOC-Kanzler Mayer (Schweiz) ein. Er lud beide Seiten zu einend Gespräch in die Schweiz.

„Das IOC ist der Ansicht, daß die übernommenen Verpflichtungen noch immer gültig sind. Angesichts dieser feststehenden Tatsache erscheint es uns als unerlässlich, daß die Vertreter der beiden deutschen Olympischen Komitees innerhalb kürzester Frist zusammenkommen, um die im Hinblick auf die Vorbereitung und Bildung dieser gemeinsamen Mannschaft für die Spiele in Innsbruck und Tokio festzulegenden Modalitäten zu beraten.“ (Zitiert nach Gieseler: Sport als Mittel; a.a.O., S. 65)

Das NOK (Ost) stimmte zu. Daume lehnte ab:

„Zugleich mit der Errichtung der Mauer ist nämlich das ganze Territorium der sowjetischen Besatzungszone hermetisch vom übrigen Deutschland abgeriegelt worden. Es liegt für den gesunden Menschenverstand auf der Hand, daß ein politisches Regime, das sein Territorium zur Abwendung der Massenflucht seiner Bevölkerung brutal absperret und zur Sicherung Todesstreifen anlegt, den Fluchtweg des gesamtdeutschen Sportverkehrs nicht offen lassen kann, und es hat das natürlich auch nicht getan. ... Was die Verhandlungen über die Bildung und Entsendung der Mannschaften anbetrifft, so scheint der jetzige Zeitpunkt der denkbar ungeeignetste dafür zu sein.“ (Ebenda) Erst im Dezember 1962 trafen sich beide Seiten in Lausanne wieder. Um die festgefahrenen Gespräche doch noch zu einem Kompromiß zu führen, machte das Schweizer IOC-Mitglied Albert

Mayer den Vorschlag, beiden Seiten getrennte Mannschaften zuzugestehen, die jedoch wie bisher dieselbe Fahne und dieselbe Hymne haben sollten. Die DDR stimmte begeistert zu, hatte sie doch so ein weiteres Stück Selbständigkeit und internationale Anerkennung gewonnen.

Entsetzt flog Willi Daume, der inzwischen im NOK (West) die Nachfolge von Halts angetreten hatte, nach Chicago, um Avery Brundages Rat einzuholen. Noch einmal konnte der große alte Mann der olympischen Bewegung das Rad der Geschichte zurückdrehen. Er wies mit seiner Vollmacht als IOC-Präsident darauf hin, daß der Kompromiß-Vorschlag für das IOC unannehmbar sei, da er geltenden IOC-Beschlüssen zuwiderlaufe. Brundage gab noch einmal Daume recht und bekam dafür zum letzten Mal eine gesamtdeutsche Mannschaft. Beide Seiten stimmten schließlich zu." ... Bevor es aber zu den Spielen von Innsbruck und Tokio kam, wurde mit aller Härte um jeden Platz in der Mannschaft gerungen. Im Winter wie im Sommer fiel die Entscheidung aufgrund der Mannschaftssportarten: Der knappe Erfolg der Eishockeymannschaft der BRD sicherte die 68 zu 49-Mehrheit im Winter, Erfolge im Hockey und Fußball der DDR die 192 zu 182-Mehrheit im Sommer. ... Während die Olympia-Ausscheidungen veranstaltet wurden, war jeglicher anderer Sportkontakt mit der DDR nicht statthaft, da die Düsseldorfer Beschlüsse als Reaktion auf den Mauerbau noch immer in Kraft waren und auch die anderen NATO-Staaten auf Bonner Drängen die Einreise von DDR-Bürgern, also auch Sportlern verweigerten. Zu Wettkämpfen zwischen Deutschen konnte es legal in dieser Zeit nur im neutralen Ausland kommen.“

(Die Dokumentation wurde von Klaus Huhn zusammengestellt.)

DIE UNVERGESSENEN USA- LÄNDERKÄMPFE

Von KLAUS HUHN

Leichtathletik-Länderkämpfe gehörten in den USA nie zum sportlichen Alltag. Vor dem zweiten Weltkrieg und in den ersten Jahren nach Kriegsende fand man kaum gleichwertige Gegner und zudem

begeisterten sich die „Stars“ nur selten für die Idee, eigene Glanzleistungen in einer „Mannschaft“ abzuliefern.

Die ersten Verabredungen für die viele Schlagzeilen liefernde Länderkampfserie mit der UdSSR wurden im Olympischen Dorf der Spiele 1956 in Melbourne ausgerechnet auf einem Gipfel des Kalten Krieges getroffen. Die Ereignisse in Ungarn und um den Suez-Kanal hatten die Weltlage verschärft und auch dazu geführt, dass Antikommunisten in aller Welt vom IOC den Ausschluß der UdSSR von den Spielen gefordert hatten. IOC-Präsident Avery Brundage (USA) lehnte begründungslos ab. Einige Länder hatten sich derart engagiert, dass ihnen keine Chance für eine Umkehr blieb. So beorderten die Niederlande ihre bereits nach Australien gereiste Mannschaft zurück, die Schweiz sagte ab. In dieser aufgeheizten Atmosphäre sorgte die sowjetische Mannschaft im Olympischen Dorf für von vielen begrüßte demonstrative Treffen. So besuchte ein Aufgebot sowjetischer Leichtathleten die australische Mannschaft in ihrem Quartier und eine andere Gruppe lud US-amerikanische Athleten zum Frühstück ein. Dem Generalsekretär des US-amerikanischen Leichtathletikverbandes, Dan Ferris, blieb nach Brundages Reaktion keine andere Wahl, als die Einladung der sowjetischen Mannschaft anzunehmen. Ich könnte bezeugen: Man ließ sich das russische Frühstück schmecken. Ferris hielt sogar eine Rede, in der er die Hoffnung aussprach, dass Sport ein nützliches Mittel bleiben möge, die Freundschaft zwischen beiden Ländern zu fördern. In dieser Frühstücksrunde entstand auch die Idee, künftig Leichtathletik-Länderkämpfe auszutragen. Der erste fand bereits 1958 in Moskau statt und endete nach dramatischem Verlauf mit 172:170 für die Gastgeber. Auch im Rückkampf (1959 in Philadelphia) triumphierte die UdSSR mit 175:167. Die Vergleiche wurden zur Gewohnheit und bis in die achtziger Jahre ausgetragen. Allerdings verloren sie zunehmend an sportlichem Wert, weil die besten USA-Athleten zu dieser Zeit längst von Managern betreut wurden, die die Verträge ihrer Schützlinge entsprechend der finanziellen Offerten für alle Starts der Saison abschlossen. Da die Veranstalter der Länderkämpfe keine Startgelder garantierten, rückte auf US-amerikanischer Seite immer mehr die zweite Reihe in die Mannschaft und der ursprüngliche Reiz eines harten Vergleichs ging zunehmend verloren. 1981 triumphierte die UdSSR in Leningrad im 22. Vergleich mit 204:178 (Männer: 105:118, Frauen: 99:60) und danach ließ auf beiden Seiten das Interesse deutlich nach.

Allerdings hatte sich im Vorfeld der Olympischen Spiele 1984 in Los Angeles das Olympische Komitee der USA dafür engagiert, die Nationalmannschaft wieder in Bestbesetzung antreten zu lassen. Den Funktionären ging es nicht nur darum, die nötige vorolympische Stimmung zu erzeugen - da die Spiele die ersten „privat“ organisierten der

olympischen Geschichte waren, musste diesem Aspekt schon aus Selbsterhaltungstrieb besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden -, sondern auch um Teamgeist zu fördern und vor allem Athleten jener Disziplinen an Wettkampfatmosphäre zu gewöhnen, die international kaum in Erscheinung traten und deshalb auch nicht auf Startofferten für europäische Sportfeste hoffen konnten. Dass die Wahl bei der Suche nach einem neuen ebenso attraktiven wie starken Gegner auf die DDR fiel, spricht für das internationale Ansehen der DDR-Leichtathletik, löste aber in den USA auch politisches Unbehagen aus. Doch der Leichtathletikverband blieb bei seiner Entscheidung und ließ bereits 1981 wissen, dass man zwei Vergleiche gegen die DDR austragen werde.

So kam es am zweiten Juli-Wochenende 1982 - also vor 25 Jahren - in Karl-Marx-Stadt zum ersten Aufeinandertreffen beider Mannschaften. Es gab zahlreiche Vorbesprechungen, in denen die Details vereinbart wurden. So forderte der USA-Verband eine Wertung nach seinen Wünschen. Man bestand beim offiziellen Resultat auf einer addierten Punktzahl des Männer- und Frauenvergleichs, offenbar darauf spekulierend, dass man so eine Niederlage vermeiden konnte. Niemand im USA-Verband machte sich Illusionen über die Chancen der Frauenmannschaft und setzte darauf, dass die Männer den Frauen-Rückstand ausgleichen und einen Gesamt-„Punktsieg“ sichern könnten. So kam es zu der in der Historie der Leichtathletik-Länderkämpfe relativ seltenen „Gesamtwertung“. Dabei war den USA-Offiziellen klar, dass die Medien nicht darauf verzichten würden, getrennte Wertungen zu publizieren. Für die eigene Bilanz aber wollte man einer Niederlage gegen die DDR aus dem Wege gehen. Dass dieses Streben völlig unpolitisch gewesen sein sollte, lässt sich auch heute wohl kaum behaupten. Dass die so rührigen „Aufarbeiter“ des DDR-Sports, die keinen Tag vergehen lassen, ohne neue „Beweise“ dafür zu präsentieren, wonach jeder Schritt der DDR-Sportführung einen politischen Hintergrund aufwies, zum Beispiel diesen eindeutig politischen Aspekt des USA-Verbandes noch nie erwähnten, illustriert einmal mehr das Anliegen dieser Historiker. Gleiches gilt auch für die in letzter Minuten auf dringlichen USA-Wunsch akzeptierte Regelung: Es gibt keine Doping-Kontrollen!

Fast 75 000 Zuschauer erlebten dann im Karl-Marx-Städter Ernst-Thälmann-Stadion den mit 35 Punkten Vorsprung erkämpften DDR-Gesamtsieg. Fast jeder fünfte DDR-Athlet erzielte persönliche Bestleistungen! Die Frauen bereiteten dem USA-Aufgebot mit 105:52 Punkten ein Waterloo. In 15 Entscheidungen gab es 13 DDR-Siege, darunter neun Doppelerfolge! Die Frauen legten damit auch das Fundament für den Triumph in der Gesamtwertung: 207,5:172,5. Die USA-Männer hatten den sensationellen Gleichstand nach dem ersten Tag noch in einen 18-Punkte-Vorsprung verwandeln können, da die DDR-

Männer am zweiten Tag nur vier Siege erzielten. USA-Cheftrainer Sam Adams nannte den Vergleich hinterher „eines der größten Leichtathletikfeste“.

Wie ernst die Yankees den Vergleich genommen hatten, mögen zwei Episoden belegen. Die eine: Der Verband hatte den 42jährigen Hammerwerfer Ed Burke überredet, nach zwölfjähriger Wettkampfpause in die Arena zurückzukehren. Er war der älteste Teilnehmer des Länderkampfes und hatte schon 17 Jahre zuvor 1964 bei den Olympischen Spielen in Tokio den siebenten Platz belegt. Er bereitete sich gründlich vor und erreichte in Karl-Marx-Stadt mit 73,72 m eine neue persönliche Bestleistung, die ihm den zweiten Platz eintrug.

Die andere: Am späten Abend des ersten Tages forderte die US-amerikanische Mannschaftsführung das Zielfoto des 100-m-Laufs der Männer an, doch galt das Interesse weniger dem Sieger des Fabelzeitlaufs Calvin Smith als dem Duell um den dritten Rang zwischen Olaf Prenzler (3.) und Mike Miller (4.). Nach intensivem Studium des Fotos bestanden die Gäste darauf, beide Sprinter auf den dritten Rang zu setzen und die Punkte zu teilen! Zu diesem Zeitpunkt hatten sie den Gesamtvergleich bereits abgeschrieben, wollten nun aber um jeden Preis wenigstens den Männerkampf gewinnen. Spätestens da war klar, daß die Gäste selbst auf halbe Punkte Wert legten.

Um Haaresbreite hätte sich dieser 100-m-Männer-Lauf sogar einen Platz in der Liste der Sprint-Weltrekorde gesichert. Der 21jährige Calvin Smith - ein Student aus Alabama - unterbot den Weltrekord, den Jim Hines bei den Olympischen Spielen 1968 in der mexikanischen Höhe mit 9,95 s erzielt hatte, um vier Hundertstelsekunden! Er wurde jedoch nicht anerkannt, weil die Rückenwindgrenze um ein Minimum überschritten worden war. Damals wurde der Rückenwindwert noch mit einer Stopuhr und einer Windtabelle ermittelt und dabei kam man auf die rekordvereitelnden 2,1 m/s. Die DDR-Kampfrichter hatten strikte Order bekommen, alle Werte und Messungen pingelig genau vorzunehmen, um den Gästen keinen Vorwand zu Einsprüchen oder Protesten zu geben. Als aber das Rückenwindergebnis mitgeteilt wurde, schüttelten die US-Amerikaner ungläubig die Köpfe - soviel Exaktheit war ihnen nie zuvor begegnet. Einer der renommiertesten USA-Leichtathletik-Journalisten sagte hinterher zu mir: „Ihr hättet Euren Karl Marx für die Ewigkeit in die Weltrekordlisten bringen zu können. Dass ihr darauf verzichtet habt, werden wir nie begreifen.“

Der umjubelte Auftakt des Duells war der 400-m-Hürdensieg des Cottbusers Uwe Ackermann gewesen, der in der DDR-Rekordzeit von 48,50 s die beiden US-Amerikaner Andre Phillipps und David Patrick auf die Plätze verwies. Eine Glanzleistung vollbrachten auch die beiden 10.000-m-Läufer Werner Schildhauer und Jörg Peter. Schildhauer über

die Taktik: „Wir hatten nach der namentlichen Meldung der USA zunächst auf schnelles Tempo am Beginn gesetzt. Die Hitze machte uns einen Strich durch diese Rechnung. Als der eine der beiden US-Amerikaner abfiel, war zu befürchten, daß sich der andere auf unser Tempo einstellen würde, um am Ende durch einen Spurt den Doppelsieg zu gefährden. Deshalb verschleppte ich das Tempo, Jörg Peter sicherte sich ausreichend Vorsprung und ich kam mit meinem Zwischenspur noch nach vorn.“

Zum Auftakt des zweiten Tages entschied im 20-km-Gehen ein Zielfoto(!) über den zweiten Rang zugunsten des Berliners Michael Bönke, der den verzweifelt „spurtenden“ USA-Meister Sharp auf den dritten Rang verwiesen hatte.

Ganz am Rande: In der Broschüre, die der USA-Verband zu Saison-Beginn herausgebracht hatte, war die DDR dem amerikanischen Leichtathletikfan mit den Worten vorgestellt worden: „In den 33 Jahren ihrer kurzen Geschichte ist sie zu einer der bedeutendsten Industrienationen der Welt aufgestiegen.“

Im Juni 1983 fand im Olympiastadion von Los Angeles der Rückkampf statt. Ersten Ärger gab es bei der Anreise. Man hatte vereinbart, dass jede Seite die Reise bis zur ersten Landung im Gastgeberland selbst finanzierte. Für die USA war das Schönefeld, für die DDR New York. Schon im Vorfeld des Rückkampfes war dem USA-Verband klar geworden, welche Kosten durch die Finanzierung des Flugs New York-Los Angeles auf ihn zukamen. Man biss in den sauren Apfel, wollte aber um keinen Preis auch noch den Flug für die DDR-Journalisten bezahlen. Als damaliger Präsident des DDR-Sportjournalistenverbandes wurde ich auf dem Flughafen in New York damit konfrontiert, dass wir den Flug selbst bezahlen müssten. Es handelte sich für uns um eine Fabelsumme. Ich ließ mich nicht schockieren und kündigte eine etwa ebenso hohe Rechnung für den Autobustransport der US-amerikanischen Journalisten von Schönefeld nach Karl-Marx-Stadt und zurück an. Mein Gesprächspartner glaubten ihren Ohren nicht zu trauen und wandte ein, dass die Distanzen doch gar nicht zu vergleichen wären. Ich antwortete: „Ist es meine Schuld, wenn man das im amerikanischen Erdkundeunterricht nicht lernt?“ Zudem kenne man offensichtlich die gepfefferten DDR-Tarife für Luxusbusse nicht. Grollend händigte man uns die Flugkarten aus, aber noch Jahre später nutzte der Präsident des USA-Verbandes jede Begegnung mit mir, um mich an meine „Schulden“ zu erinnern.

Wie ernst die Gastgeber den zweiten Vergleich am 25. und 26. Juni 1983 nahmen, belegt folgendes Beispiel. Der US-Amerikaner Tom Petranoff hatte am 15. Mai den drei Jahre alten Speerwurf-Weltrekord auf 99,72 m verbessert und war über Nacht in aller Munde, zumal man ihm nun

zutraute, als erster Speerwerfer der Welt die 100-m-Marke zu übertreffen. Als er mitteilte, dass er am Länderkampf nicht teilnehmen könne, weil er schon vor Monaten einen Vertrag für einen Wettkampf in Edinburgh unterschrieben habe, suchte man lange in den Flugplänen, bis man eine Verbindung für ihn am späten Nachmittag fand. Also wurde das Speerwerfen der Männer von 16.50 Uhr auf 14.10 Uhr verlegt und Petranoff aus dem Stadion zum Flugplatz gefahren. Mit 94,62 m gewann er denn auch den Wettbewerb und ließ den Berliner Detlef Michel um 54 Zentimeter hinter sich. (Der revanchierte sich drei Monate später bei der Weltmeisterschaft mit einem Sieg über Petranoff.)

Neuen Ärger bescherte die Pressekonferenz am Tag vor dem Auftakt. Sachlich ging es noch bei der Befragung der DDR-Sprinterin Marlies Göhr zu, deren Duell mit Evelyn Ashford mit großer Spannung erwartet wurde. In Montreal 1976 war die damals 19jährige US-Amerikanerin über 100 m Fünfte geworden. Vier Jahre später, verbot ihr USA-Präsident Jimmy Carter den Start bei den Olympischen Spielen in Moskau. Als „Ersatz“ schickte man sie zu einem Meeting nach Kanada, wo sie sich entnervt in einer Bar hemmungslos vollaufen ließ und beim Aufbruch zusammenbrach. Beim Karl-Marx-Städter Länderkampf hatte sie gefehlt, weil sie einen Vertrag für einen Start in Paris erfüllen musste. So wurde dem Aufeinandertreffen der beiden in Los Angeles mit Spannung entgegengesehen. Marlies antwortete auf die Frage nach ihren Erwartungen gelassen: „Ich bin gut vorbereitet und hoffe auf ein großes Rennen.“ (Sie gewann denn auch.) Danach ergriff der Hochspringer Dwight Stones das Wort. Der Ex-Weltrekordler - 1972 und 1976 olympischer Bronzemedallengewinner - versicherte, man werde die DDR garantiert schlagen und wählte dafür den im Amerikanischen üblichen Ausdruck „burn“, was landläufig übersetzt soviel heißt, wie „wir machen sie fertig“ und wörtlich übersetzt: „Wir brennen sie ab!“ Die Ankündigung löste bei den DDR-Athleten verständliche Empörung aus und wurde auch von vielen USA-Athleten als unpassend empfunden. Die amerikanische Mannschaftsleitung demonstrierte dennoch ihre Sympathie für Stones, in dem sie ihn die Flagge ins Stadion tragen ließ. Jeder der US-amerikanischen Athleten hatte ein kleines Geschenk für einen DDR-Athleten, doch Stones zog mit seinem wieder hinaus - niemand hatte sich von ihm beschenken lassen wollen. Bei der kleinen Party, die dem Länderkampf folgte, schenkte ihm ein DDR-Läufer - ich verzichte auf den Namen, um ihm Schwierigkeiten zu ersparen - ein halbes Briefchen Streichhölzer mit den Worten: „Damit Du was zum Anzünden hast!“ Stones spürte, dass er auch in seiner Mannschaft völlig isoliert war und erkundigte sich, bei wem er sich für die Bemerkung entschuldigen sollte. Alle hoben die Schultern.

Die Reaktion war deshalb so eindeutig, weil die USA auch den zweiten Länderkampf gegen die DDR verloren hatten. Die DDR-Frauen gewannen mit 100:56, die Männer unterlagen mit 97:125, was einen DDR-Sieg mit 197:181 ergab. Der erste Tag hatte mit der Disqualifikation von drei DDR-Athletinnen durch USA-Kampfrichter erkennen lassen, wie man das Resultat zu beeinflussen gedachte. Ulrike Bruns wurde beschuldigt Brenda Webb gerempelt zu haben. Als Ulrike den Kampfrichtern ihren Unterschenkel vorwies, der deutlich den Abdruck von Spikes erkennen ließ, wurde die Disqualifikation aufgehoben und statt Bruns Gabriele Meinel bestraft, aber auch diese Entscheidung musste annulliert werden wie die Disqualifikation der 400-m-Hürden-Siegerin Ellen Fiedler. Die DDR musste am zweiten Tag ohne Marita Koch antreten, die sich beim Einlaufen verletzt hatte.

Auch wegen der Interviews nach den Wettkämpfen gab es Ärger. Nach den ersten Disziplinen hatte jemand im Pressezentrum verkündet: „Die Ostdeutschen kommen nicht zu den Interviews.“ Eine Rückfrage ergab, dass der zuständige Funktionär vergessen hatte, ihnen Bescheid zu sagen. Von da an kamen zwar alle DDR-Athleten, aber immer weniger Gastgeber, weil viele von denen nach ihren Niederlagen keine Lust verspürten, sich auch noch befragen zu lassen.

Da die USA nach dem ersten Tag mit acht Punkten in Führung lagen, hatte sich die DDR-Mannschaft am Sonntagvormittag zu einem „Krisengipfel“ getroffen. Werner Schildhauer erklärte sich bereit, nach seinem 10.000-m-Sieg am ersten Tag auch noch die 5.000 m zu bestreiten und sicherte hinter Kunze die Punkte für den zweiten Rang.

Zum Höhepunkt des Länderkampfs wurde das Kugelstoßen der Männer. Mit seinem zweiten Versuch erzielte der US-Amerikaner Dave Laut 21,78 und auch DDR-Rekordhalter Udo Beyer hielt das für die Entscheidung. „So weit war ich 1983 noch nicht gekommen und außerdem hatte ich Probleme mit meinem Knöchel. Trotzdem wollte ich nicht passen und legte alles in den vierten Versuch. Der Stoß war nicht einmal optimal. Meine ideale Abstoßhöhe lag für meine Verhältnisse zwischen 2,20 m und 2,22. Es waren aber höchstens 2,15 m. Als ich aus dem Ring trat, sah ich, dass sie hinter der letzten Linie gelandet war.“ Und dann feierten ihn die Zuschauer für den neuen Weltrekord von 22,22 m - und die Mannschaft für kaum erwartete fünf Siegpunkte!

DIE TOUR VON GARIN BIS CONTADOR

Von KNUT HOLM

Am 1. Juli 1903 erschien in einer Pariser Zeitung ein reißerischer Leitartikel, der mit den Worten begann: „Mit dem mächtigen Elan, den Emile Zola in seinem Roman ‘La Terre’ seinem Bauern gibt, lanciert ‘L’Auto’ als

Zeitung mit avantgardistischem Mut heute das größte Rennen der Welt mit den prächtigsten, unerschrockensten Athleten. Während 2400 Kilometern werden sie auf stauende Faulpelze am Wegesrand treffen, die sich ihrer Bequemlichkeit schämen und aufgeweckt werden von der Kraft und der unbezähmbaren Energie dieser außergewöhnlichen Männer.“

Das war natürlich eine maßlose Übertreibung, denn tatsächlich hatte 'L'Auto' wochenlang Freiwillige für dieses Abenteuer suchen müssen und tat das mit Appellen wie: „Die Teilnehmer der Tour de France können versichert sein, dass sie unterwegs nicht mehr Geld brauchen, als wenn sie zu Hause blieben. Und vergesst nicht, dass jeder, der etwas leistet, für seine zehn Francs Startgeld hohe Preise gewinnen kann. Zauderer, gebt Eure Meldung ab.“

Schließlich trommelte der „L'Auto“-Besitzer 60 Rennfahrer zusammen, die sich in die Sättel schwingen und eine große Schleife durch Frankreich radelten. Sie begründeten die „Tour de France“. Der Sieger hieß Maurice Garin und fuhr einen Vorsprung von drei Stunden vor dem Zweiten heraus.

Gut 104 Jahre später, am 25. Juli 2007, schmückte die Pariser Zeitung „France Soir“ ihre Titelseite mit einer reißerischen Todesanzeige, in der das Ableben der Tour der France mitgeteilt wurde: „im Alter von 104 Jahren verstorben nach schwerer Krankheit.“

Diese Übertreibung konnte sich durchaus mit der des Jahres 1903 messen. Der Unterschied ist den technischen und ideologischen Veränderungen des verflommenen Jahrhunderts zuzuschreiben, die - wie man weiß - keineswegs immer als Fortschritt zu deklarieren ist. Wenn wir mit dem technischen Wandel beginnen, wäre festzustellen, dass damals Streckenposten vom nächstgelegenen Telegrafienbüro den Stand des Rennens kabelten und die Tour heutzutage ein Unternehmen ist, das im Juli einen Umsatz von 150 Millionen Euro und einen Gewinn von 15 Millionen Euro verbucht.

Die auf Schock zielende „Todesanzeige“ war jedoch weniger irgendwelchen fatalen Ereignissen zuzuschreiben, als dem Niveau der Medien des Jahres 2007. Dazu gehört: Die wenigsten Journalisten könnten noch eine Antwort darauf geben, wer Emil Zola war und erst recht nicht, was er schrieb. Die moderne Atmosphäre ist geprägt von Horror, an der Seine wie an der Spree, wo die „Berliner Zeitung“ schrieb, die Tour 2007 sei „im Dopingsumpf versackt“.

Um nicht auch in den Verdacht des Übertreibens zu geraten, zitieren wir zu Beginn einen durchdachten Kommentar der „Saarbrücker Zeitung“, die am 26. Juli 2007 - also drei Tage vor dem Finale der angeblich beerdigungsreifen Tour Wulf Wein eher wirklich aktuelle Fragen stellen ließ: „Es gab Zeiten, da kämpften die Hüter der Olympischen Idee mit aller

Kraft gegen die Teilnahme von Berufssportlern bei ihren Spielen. Dieser Kampf wurde bekanntlich verloren. Längst treten bei Olympia so genannte Amateure gegen echte Profis an. Vom Wesen her ist Sport, der als Vollzeitjob ausgeübt wird (ob von Radfahrern, Fußballern oder Wintersportlern), mit einer ganz normalen Arbeit zu vergleichen. Es geht darum, durch möglichst großen - und effizienten - Einsatz seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Wir wissen alle, dass es in der Berufswelt zwar klare Regeln gibt, an die sich die Beschäftigten zu halten haben. Wir kennen aber alle auch Beispiele, wo der eine oder andere die bestehenden Vorgaben außer Kraft setzt, wenn es denn seinem beruflichen Fortkommen dient.

Insofern spricht viel dafür, dass möglicherweise gar nicht so wenige Profis Doping praktizieren, weil sie denken, ohne solcherlei Sportbetrug ihren Job zu gefährden. Wer vorne oder oben mithalten möchte oder sogar muss, weil der Arbeitgeber das einfordert, ist potenziell gefährdet. Selbstverständlich muss das niemand billigen, selbst wenn man das vielleicht sogar könnte. Es ist gut und richtig, wenn sich die Sportverbände für einen aktiven Kampf gegen Doping entscheiden, um keine Wettbewerbsverzerrung zuzulassen.

Das Phänomen der geplanten und vorsätzlichen Regelverletzung wird es aber vermutlich trotz noch rigoroserer Kontrollen weiter geben.

Möglicherweise hat der Sport sozusagen seine Seele verkauft, als er, in immer mehr Sparten und Disziplinen eine ungehemmte Kommerzialisierung zuließ. Sport als Ware folgt halt anderen Gesetzen als Sport, der nur aus Spaß an der körperlichen Bewegung betrieben wird. Sportfunktionäre und Sportpolitiker, die nach jedem Dopingfall ein hartes Durchgreifen und eine hohe Strafe für den Betroffenen fördern, sollten lieber wieder mehr über den Sinn, Zweck und Anspruch des Sports nachdenken. Ketzerisch gefragt: Braucht die Welt den Profisport in seiner heutigen Ausprägung? Muss der Sportbetrieb eine Geldvermehrungsmaschine für diverse Interessenvertreter sein? Braucht die Welt den Profisport in seiner heutigen Ausprägung? Muss der Sportbetrieb eine Geldvermehrungsmaschine für diverse Interessenvertreter sein? Die entscheidenden gesellschaftlichen Kräfte könnten nach einer tief gehenden Grundsatzdebatte ja durchaus zum Entschluss kommen, den sportlichen Wettstreit künftig neu zu organisieren: bescheidener, was den Geldeinsatz betrifft, und wieder amateurhafter in dem Sinne, dass dort zwar Berufene antreten, dies aber nicht zu ihrem Beruf machen. Das mag ein Wunschtraum sein und bleiben, aber als positive Utopie hat die Idee allemal einen großen Charme.“

Damit wäre der Unterschied zwischen 1903 und 2007 im Grunde hinreichend erklärt, weshalb die „Saarbrücker Zeitung“ Beifall für diese

charmante und vor allem konkrete Analyse des Untergangs des Sports im Kommerzsumpf verdient.

Vor allem, wer Urteile wie die „Berliner Zeitung“ fällt, sollte Zahlen nicht ignorieren. Vor dem Start zur Tour de France 2007 waren in London von den 189 startenden Fahrern Blutproben verlangt und untersucht worden. Während der 20 Etappen wurden jeweils 8 Kontrollproben entnommen, was summa summarum mindestens 349 Proben ergibt. Davon waren zwei - die der Fahrer Winokurow und Moreni - positiv. Das würde 0,57 Prozent entsprechen und die würden kaum reichen für die Vokabel „Doping-Sumpf“. Wer Vergleiche kennen will: In den letzten zwanzig Jahren lag diese Quote bei etwa 3,4 Prozent.

Diese Zahl mag gefälscht gewesen sein. Wer das feststellen will, käme nicht umhin, sie zu kontrollieren. Sie könnte auch dadurch irritierend sein, dass man im Wettlauf zwischen Kontrollen und Neuentwicklungen der Pharmaindustrie immer wieder scheiterte, aber das wäre nicht der Tour an sich anzulasten, sondern denen, die jährlich mit ihr 15 Millionen Euro Gewinn machen, aber die Kontrollen gewissenlos vernachlässigen. Mithin: Mit einer Todesanzeige oder dem Vorwurf „Sumpf“ zu akzeptieren, ließe sich die Frage nach dem Wert der Tour nicht beantworten!

Es beginnt damit, dass jeder Medizinstudent im dritten Semester den Tour-Chefs verraten könnte, dass man den Gipfel des Tourmalet - 2114 m über Meereshöhe - nicht mit Tee oder Buttermilch in der Trinkflasche hinauffahren kann. Das wussten übrigens schon die Teilnehmer der Tour 1910, als der Tourmalet das erste Mal auf dem Streckenplan stand und - was schwer wiegt - die Fahrradindustrie noch keine Gangschaltungen kannte. Damals war die Doping-Auswahl noch mager. Man eiferte dem olympischen Marathonsieger von 1904 nach, dessen Trainer zum Arsenal gegriffen und nach den Spielen auf einer wissenschaftlichen Konferenz die Dosis preisgegeben hatte. Später kamen andere Mittel in Mode, „Masseur“ avancierten zu „Insidern“ der neuen Branche, die auch bei den spektakulären Sechstagerennen gefragt waren.

Dann sah sich die Tour mit einem Ultimatum der Firmen konfrontiert, die inzwischen den Radsport finanzierten und sich eines Tages weigerten, ihre Stars in Nationaltrikots die Tour bestreiten zu lassen. Sie zahlten und forderten die entsprechende Gegenleistung. Die Währung lautete „Werbung“. Ein Mailänder Wurstfabrikant zum Beispiel engagierte Stars und verdreifachte in einem Sommer seinen Umsatz. Sein Gewinn war beträchtlich, zumal die zuständigen Lebensmittelkontrolleure eines Tages feststellten, dass er Fleischabfall in die Därme presste.

Lange blieben die Tour-Direktoren ihrem Prinzip, die Tour nur Nationalmannschaften bestreiten zu lassen treu, aber als ein italienischer Konzern damit drohte, das französische Radsportidol Jacques Anquetil zu engagieren und dann nicht bei der Tour starten zu lassen, warfen sie das

Handtuch. Fortan fuhren Fabrikmannschaften. Damit verloren die nationalen Verbände ihre Kontrollmöglichkeiten. (Wir kommen auf diesen Fakt noch zurück.)

1959 stießen französische Zollbeamte auf Dopingpillen für den Luxemburger Charly Gaul. Der hatte die Tour 1958 gewonnen. Der Fall wurde „notiert“.

1966 fanden die ersten Dopingkontrollen bei der Tour de France statt.

Ein Jahr später - also vor 40 Jahren - starb der Brite Tom Simpson am Mont Ventoux (1912 m). An der letzten Steigung - acht Prozent! - versuchten ihn der Franzose Poulidor und der Spanier Jimenez abzuhängen. Simpson wollte nachsetzen, fuhr plötzlich kreuz und quer von einem Straßenrand zum anderen, stürzte. Er soll geschrien haben: „Setzt mich wieder auf mein Rad!“ Andere Zeugen erinnerten sich an seine Rufe „Weiter, weiter!“ Als der einzige Arzt der Tour-Karawane eintraf, war Simpson schon klinisch tot. Man flog ihn ins Krankenhaus nach Avignon, wo man die Diagnose bestätigte. Seitdem konnte man lesen, dass er an einem Doping-„Cocktail“ gestorben sei: Amphetamine, Alkohol, Betäubungsmittel. Jahre später platzierte man an der Stelle, an der er gestorben war, einen bescheidenen Gedenkstein. Der Sockel ist ständig mit Utensilien vollgestellt. Es sind viele Rennfahrertrinkflaschen darunter und die sollen daran erinnern, dass er gar nicht am Doping starb. An jenem Tag waren über 40 Grad Hitze gemessen worden und im Grunde war er verdurstet. Damals galt noch die Regel, dass die Rennfahrer nur vier Trinkflaschen bei sich haben durften ausschließlich von Zuschauern mit zusätzlichen Getränken versorgt werden durften. Das Motiv für diese Bestimmung war, dass man den Begleitfahrzeugen unterstellte, die Fahrer beim Zureichen der Flaschen zu „ziehen“. An jenem Hitzetag hätte diese Bestimmung annulliert werden müssen, aber die Tour-Direktoren dachten nicht daran.

Ob das der Grund dafür war, dass man am 40. Jahrestag von Simpsons Tod den Mont Ventoux umfuhr?

Die Staatsanwaltschaft, die den Fall untersuchte, stellte die Ermittlungen im September 1968 ein. Als man später die Ergebnisse der Untersuchung überprüfen wollte, war der Bericht spurlos verschwunden.

1969 gewann Eddy Merckx seine erste Tour de France. Er war nach der 16. Etappe des Giro d'Italia mit positivem Dopingbefund für vier Wochen gesperrt worden, aber nach zehn Tagen wurde die Strafe aus „Mangel an Beweisen“ aufgehoben. Er konnte bei der Tour starten und gewann sie.

1975 ergab eine Dopingkontrolle beim Italiener Felice Gimondi einen positiven Befund. Er wurde zu 1000 Schweizer Franken Strafe verurteilt und vom fünften auf den sechsten Rang der Gesamtwertung gesetzt.

Bei der Friedensfahrt finden sich im gleichen Jahr im § 25 des Reglements die Sätze: „In Anbetracht der schweren Gefahren, die die

Verwendung von Dopingmitteln mit sich bringt, ist deren Verabreichung verboten. ... Die Veranstalter werden pro Etappe den 1. bis 3. und fünf durch das Los ermittelte Rennfahrer sowie den Träger des Gelben Trikots kontrollieren ... Im Falle eines positiven Befundes wird der Rennfahrer sofort vom Rennen ausgeschlossen und muss unverzüglich auf Kosten seines Radsportverbandes die Heimreise antreten. Gleichzeitig muss er alle in der betreffenden Etappe gewonnenen Preise zurückgeben.“ Für die Bestrafung war der nationale Radsportverband und die Internationale Föderation (UCI) zuständig.

1978 erschien der belgische Träger des Gelben Trikots der Tour de France, Michel Pollentier, zur Dopingkontrolle mit einem nicht zu geschickt versteckten Beutel Fremdurin und wurde disqualifiziert.

1983 wurden die Franzosen Rodriguez, Bazzo und Clerc, ebenso wie der Niederländer Zoetemelk des Dopings überführt und disqualifiziert worden. 1987 verließ Dietrich Thurau wegen einer Sehnen-Entzündung die Tour de France. Fünf Tage später wurde mitgeteilt, dass er des Dopings überführt worden sei.

1988 erreichte die Tour einen Doping-Rekord: 18 positive Befunde. Darunter war auch der Gesamtsieger Pedro Delgado. Dass weder er noch die meisten anderen Dopingsünder bestraft wurden, bewirkte eine Entscheidung der Tour-Direktion: Das entdeckte Dopingmittel stünde zwar auf der Liste der verbotenen Mittel, die das Internationale Olympische Komitee führt, nicht aber auf der Liste der UCI. Niemand konnte die Frage beantworten, warum das Tour-Labor nach dem Mittel „Provenicid“ überhaupt gesucht hatte.

Der neunfache Etappensieger des Jahres 1996 Dschamoludin Abduschaparow (Russland) wurde 1997 nach der zweiten Etappe wegen eines positiven Befunds ausgeschlossen.

1998 erschütterte der Festina-Skandal die Tour. Die Mannschaft verließ die Tour, andere zogen sich vorsichtshalber zurück. Von 21 gestarteten Mannschaften wurden am Ziel nur noch 14 gezählt.

2002 wurden neun Fahrer zwei Tage vor dem Auftakt ausgeschlossen, darunter Jan Ullrich und der Italiener Ivan Bazzo. Man warf ihnen vor, Kunden des spanischen Arztes Eufemiano Fuentes, gewesen zu sein, der angereichertes Eigenblut injiziert haben soll. Juristisch blieb der Sachverhalt ungeklärt, zumal nie nachzuweisen war, dass Fuentes überhaupt tätig geworden war. Drei Tage vor dem Ende der Tour wurde eine Dopingprobe des US-Amerikaners Floyd Landis genommen, die jedoch nicht kontrolliert wurde, weil das Labor am Wochenende pausierte. So wurde Landis von den Tour-Direktoren in Paris offiziell zum Sieger erklärt und 48 Stunden später traf die Mitteilung ein, dass die Dopingprobe einen positiven Befund ergeben hatte. Bislang wurde die Siegerehrung nicht korrigiert.

Noch undurchsichtiger waren die 2007 getroffenen Entscheidungen. Die schon erwähnten Winokurov und Moreni wurden wegen positiver Befunde ausgeschlossen. Der Spanier Iban Mayo wurde nach dem Finale als 16. der Gesamteinzelwertung gestrichen. Niemand vermochte zu erklären, wie es kommen konnte, dass das Resultat der am 24. Juli entnommenen Probe erst nach Ende der Fahrt, also am 30. Juli vorlag. Sechs Tage für eine Untersuchung..? Allerdings lag wieder ein Wochenende dazwischen, was darauf schließen lässt, dass die Tour-Praxis an Wochenenden die Kontrollen einzustellen, auch 2007 praktiziert wurde. Damit hätte sich die Zahl der nachgewiesenen positiven Befunde im Jahr 2007 auf drei erhöht, der Prozentwert also auf 0,86 Prozent. Auch das wäre noch kein Wert, der die Begriffe „Dopingsumpf“ oder „gestorbene Tour“ rechtfertigen würde.

Bleibe noch der spektakulärste Fall, nämlich der des Dänen Michael Rasmussen.

Erste Feststellung: Der Mann musste während der Tour 2007 insgesamt 14 Mal zur Dopingkontrolle. Nicht eine einzige Untersuchung ergab ein positives Resultat. Nach den Regeln der Tour de France gab es also keine rechtliche Handhabe, ihm mitzuteilen, dass er sein gelbes Trikot ausziehen und seinen Koffer packen müsste.

Zur Vorgeschichte: Die Wirkung des kreuzgefährlichen und strikt verbotenen Blutdopings lässt sich auch auf durchaus erlaubte konventionelle Weise erzielen, in dem man in extremer Höhenlage trainiert, wo der menschliche Körper in der dort sauerstoffärmeren Luft zusätzliche rote Blutkörperchen entwickelt. Wer nach solchem Training aus extremer Höhe auf Meereshöhe zurückkehrt, ist allen konventionell Trainierenden überlegen und hat gegen auch keine Regel verstoßen. Im Gegensatz zu dem, der sich rote Blutkörperchen injizieren ließ oder die Zahl seiner roten Blutkörperchen durch eine Blutinfusion erhöht. Um für Dopingkontrolle auch in den Trainingsperioden erreichbar zu sein, schreibt das internationale Antidopingreglement vor, dass jeder Athlet ein halbes Jahr im Voraus mitteilen muss, wo er sich aufhält, damit ihn die Dopingkontrolleure erreichen können. Gegen diese Regel verstieß Rasmussen und wurde deshalb verwahrt. Zweimal, wie der dänische Radsportverband versicherte und ihn deshalb ausschloss. Nach Auskunft des zuständigen dänischen Radsportfunktionärs bedeutete das keine Sperre für Rasmussen, denn der Rennfahrer fuhr ja für eine niederländische Firmenmannschaft und mit einer Lizenz des Radsportverbands Monacos, wo Rasmussen einen Wohnsitz habe. Der Ausschluss galt nur für Rasmussens Berufung in die dänische Mannschaft für die Weltmeisterschaft. Tatsächlich - so versicherte Rasmussen - habe er in mexikanischer Höhe trainiert und die dortige Adresse seinem Verband nicht mitgeteilt. Diese Erklärung akzeptierte die

Leitung der Tour de France am 20. Juli und am 24. Juli. Am 25. Juli entschied - so die vorliegenden Informationen - der niederländische Rabo-Bank-Vorstand, Rasmussen aus der Mannschaft zu entlassen, was wiederum seinen Ausschluss von der Tour zur Folge hatte.

Man feuerte ihn. Am Abend des 25. Juli um 23.10 Uhr - also 88 Stunden vor dem Tour-Finale - floh er. Die „Begründung“ für den Ausschluss von der Tour hatte der italienische Fernsehjournalist Davide Cassini geliefert, früher ein mittelmäßiger Profirennfahrer. Er sei Rasmussen, versicherte Cassini, im Juni in den Dolomiten beim Training begegnet. Er habe ihn zwar kaum erkannt, weil er in einer Regenjacke steckte, aber er glaube schon, dass es Rasmussen gewesen sei. Das genügte, um den Dänen der Lüge zu bezichtigen.

Die „Süddeutsche Zeitung“ schloß aus der Cassini-Mitteilung: „Der Kletterer hatte sich für die betreffende Periode aus seinem Wohnort am Gardasee nicht abgemeldet - die Kontrolleure trafen ihn jedoch nie an. Zunächst hieß es - auch von ihm und Rabobank - Rasmussen habe sich im Monat vor der Tour in Mexiko aufgehalten. ... Das Versteckspiel gehörte bei Rasmussen bekanntermaßen zur täglichen Arbeit, die nach seinem Etappensieg vom Aubisque im Toursieg zu münden drohte. `Und es gibt Leute, die von allem wussten´, zürnt Tourchef Prudhomme, `die UCI zum Beispiel wusste alles, aber sie hat es uns nicht gesagt.“

Prudhomme hat bislang keine Fakten für diese Behauptung präsentiert. Auch nicht für die Behauptung, dass der Tour-Sieger Contador des Dopings verdächtig sei. Da hat sich mit dem Heidelberger Franke, der sich schon als „Chefermittler“ in Sachen „DDR-Doping“ aufgespielt hatte. Nun versicherte er laut „Financial Times Deutschland“ (30.7.2007): „Ihn zum Tour-Sieger zu erklären, ist nach Frankes Worten `der größte Schwindel der Sportgeschichte´ erklärte Franke im ZDF-Morgenmagazin. Contador wird immer wieder mit den Listen des spanischen Arztes Eufemiano Fuentes in Verbindung gebracht. Laut Franke `hat es aber in der jüngsten Zeit einen Vertrag gewissermaßen gegeben von der internationalen Radsportunion UCI und den spanischen Justizbehörden, die das alles vertuscht haben und einfach gelogen haben. ... Spanien habe sich hier das `größte Ding aller Zeiten geleistet´ sagte Franke. Es sei ihm gelungen, sich in den Besitz der Unterlagen zu bringen. ... Rückendeckung für den umstrittenen Tour-de-France-Sieger gab es dagegen in der spanischen Heimat. ... Er ist ein verurteilter Sieger in einer verurteilten Tour de France schrieb `El Pais´. Die Sportzeitung `As´befand: `Alberto Contador ist der König der Hoffnung und das Symbol des neuen Radsports . Mit ihm beginnt eine neue Ära. Nach diesem Sieg beginnt eine neue Ära. Nach diesem Sieg sollte der Radsport wieder ein Sport ohne Verdächtigungen und ohne Chemie sein.“

Ob die Tour 2007 eine neue Ära eröffnet, muss mancher als fragwürdig empfinden, auch wenn er nicht daran denkt dem „France Soir“ und seiner Todesanzeige zu glauben.

Andreas Klöden zum Beispiel, Dritter der Tour 2006, war Fünfter, als er nach der 15. Etappe am 24. Juli ausscheiden musste, weil der Kapitän seiner Astana-Mannschaft, Alexander Winokurow wegen eines positiven Dopingbefunds disqualifiziert worden war und damit die Mannschaft aus der Teilnehmerliste gestrichen wurde. Er lag 5:34 min hinter Rasmussen und alle räumten ihm reelle Chancen ein, zumindest wieder aufs Siegerpodest zu gelangen. Nur fünf der zwanzig Etappen lagen noch vor ihm, als man ihm die Startnummer abnahm.

Klöden war kurz vor dem Start zur Tour ausgiebig von „WELT Online“ (4.7.2007) interviewt worden, wobei der Stil des Fragestellers nicht ahnen ließ, dass er - wie Klöden - aus der DDR stammte, aber der Lausitzer ließ sich nicht verdrießen.

„WELT ONLINE: Herr Klöden, erst am Mittwoch haben Sie die vom Radsport-Weltverband UCI als Startberechtigung für die Tour de France erforderliche Antidopingerklärung unterschrieben. Warum haben Sie so lange gewartet?

Andreas Klöden: Weil wieder einmal über die Köpfe der Sportler hinweg eine Entscheidung getroffen worden ist. Ich bin in einem Alter, wo ich keine Lust habe, wie eine Schachfigur hin und her geschoben zu werden. Ich wollte einfach noch ein wenig provozieren.

WELT ONLINE: Warum?

Andreas Klöden: Weil man sonst mit seinem Unmut nicht erhört wird. Ich bin bei der Tour de Suisse gefahren, als Journalisten plötzlich mich zu dieser Antidopingerklärung befragen wollten. Ich wusste von nichts. Ich dachte, ich bin im falschen Film, als ich hörte, dass ich mein Jahresgehalt zurückzahlen müsste, wenn ich gedopt habe. Sicher muss viel passieren im Radsport hinsichtlich Doping. Doch kann man nicht auch unverschuldet in einen Dopingfall rutschen? Zum Beispiel durch kontaminierte Nährstoffe? Oder weil eine Dopingrobe manipuliert worden ist? Als Strafe muss dann ein Jahresgehalt zurückgezahlt werden. Da gibt es keine Verhältnismäßigkeit. Ich habe eine Familie, wir müssen doch von irgendetwas leben. Ich kann nicht von heute auf morgen etwas unterzeichnen, was aus einer 24-Stunden-Schnellschussbesprechung heraus beschlossen wurde und womit ich mich vollständig jemandem ausliefere. Ich fühle mich erpresst, finde das sittenwidrig und menschenunwürdig.

WELT ONLINE: Haben Sie sich mit Anwälten beraten?

Andreas Klöden: Sicher habe ich mir rechtliche Informationen eingeholt, falls der Fall X eintreten sollte. Wissen Sie, ich habe bei jeder Dopingkontrolle Angst. Nicht weil ich irgendetwas Verbotenes genommen

habe, sondern weil ich denke: Hoffentlich gehöre ich nicht zu den ein, zwei Prozent, bei denen eine Kontrolle spinnt. Dann stehe ich da wie ein Eimer und muss teuer dafür bezahlen.

WELT ONLINE: Sie hätten die Ehrenerklärung ja gar nicht unterschreiben müssen.

Andreas Klöden: Doch, denn ich will ja bei der Tour starten, also habe ich keine andere Wahl. Außerdem habe ich ja nichts zu verbergen. ...

WELT ONLINE: Wann werden wir Ihre Dopingbeichte zu hören bekommen?

Andreas Klöden: Meine? Ich brauche keine abzulegen. ...

WELT ONLINE: Das zu glauben, fällt sehr schwer. ... Sie sind ... jahrelang von den inzwischen entlassenen Freiburger Ärzten Lothar Heinrich und Andreas Schmid medizinisch betreut worden. Sie kamen tatsächlich nie mit Doping in Berührung?

Andreas Klöden: Nein, nein und nochmals nein. Ich bin in der DDR groß geworden und habe mich vom elften Lebensjahr an in jeder Altersklasse immer wieder bis zur Spitze durchgearbeitet. Ich war nicht irgendwann da, weil ich etwas in mich hineingepumpt habe. Nein, es ging langsam Schritt für Schritt, systematisch und kontinuierlich und ohne Doping. Trotzdem wird man ständig an den Pranger gestellt und denen gleichgestellt, die erzählen, wie sie jahrelang betrogen haben. Das macht mich fertig. ...

WELT ONLINE: Bei den Dopinggeständnissen kam auch heraus, dass die Fahrer auch deshalb gedopt haben, weil sie wussten, dass sie durch die Kontrollen nicht erwischt werden.

Andreas Klöden: Soll ich mich auch noch darum kümmern, dass die Labore bessere Kontrollmethoden erfinden? Ich kann doch nur anbieten, mich rund um die Uhr kontrollieren zu lassen - mehr geht nicht. Wenn alle den Profiradsport so betreiben würden wie ich, wäre er auch sauber.

WELT ONLINE: Dann könnten Sie aber 200 Kilometer nicht mehr so schnell fahren wie bisher?

Andreas Klöden: Das ist doch Blödsinn. Ich reiße mir das ganze Jahr den Hintern auf. Ich fahre wöchentlich etwa 1000 Kilometer, pro Jahr kommen rund 40.000 Kilometer zusammen. Wenn ich einen Schnitt von 30 km/h fahre, habe ich teilweise einen Durchschnittspuls von 100, aber nur, weil ich so bedingungslos und zielgerichtet trainiert habe. ... Wenn 21 oder 30 Radsportler gedopt haben, kann das doch nicht heißen, dass alle das tun. Wenn in Deutschland Neonazis leben, ist doch nicht jeder Deutsche automatisch ein Nazi. Es gibt Fahrer, die sagen sich, okay, ich riskiere Doping, um dorthin zu kommen, wo ein Jan Ullrich oder ein Michael Schumacher oder ein Boris Becker gestanden haben. Doch das brauche ich nicht. Ich bin nicht der Typ Sportler, der das Rampenlicht sucht. Ich möchte in Ruhe durch Berlin und Konstanz laufen und mein Leben leben. Ich will Rad fahren, will trainieren. Ich habe mein Hobby zum Beruf

gemacht, weil ich damals in der DDR bei der Friedensfahrt zugeschaut habe und das alles faszinierend fand. Es macht mich stolz, dass ich Radprofi geworden bin. ...

WELT ONLINE: Haben Sie Kontakt zu Jan Ullrich?

Andreas Klöden: Warum soll ich mich von ihm distanzieren, was mir ja einige zum Vorwurf machen? Es gibt Indizien, die wirklich erdrückend sind und gegen ihn sprechen. Wenn er überführt wird, muss ich mit ihm ein ernstes Wort reden, denn dann hat er auch mich angelogen. Aber ich bin der Meinung, selbst wenn er den Mist gebaut hat, ändert das nichts an unserer Freundschaft. Weil er mich enttäuscht hat, soll ich ihn verstoßen? Nein, so bin ich nicht erzogen. Das wäre der falsche Weg. Ich mag ja nicht Jan Ullrich, weil er der Toursieger von 1997 ist. Ich kannte ihn ja schon viel früher. Er ist ein sympathischer Kerl, der eigentlich ehrlich ist und mir immer die Meinung ins Gesicht sagt, was ich sehr schätze.

WELT ONLINE: Warum haben Sie sich der Presse verweigert?

Andreas Klöden: Weil ich so viel Unsägliches über mich gelesen habe. ... Es widert mich an. Ich habe keinen Bock mehr, ständig über etwas zu reden, mit dem ich nichts zu tun habe. Also sage ich lieber gar nichts. Dadurch habe ich wenigstens den Frieden mit mir selbst wieder gefunden...

WELT ONLINE: ... und freuen sich jetzt auf die Tour de France?

Andreas Klöden: Freuen? Das war einmal. 2001, vor meiner ersten Tour, war ich schon drei Wochen vorher wahnsinnig aufgeregt und konnte gar nicht erwarten, dass es endlich losging. Wie ein kleiner Junge habe mich gefreut, als ich in Paris angereist bin. Jetzt empfinde ich es wie eine Strafversetzung, bei der Tour zu starten. In letzter Zeit hatte ich mich völlig abgeschottet, habe den Internetzugang gesperrt, keine Zeitung, kein Videotext gelesen, damit ich den Kopf freibekomme für die bevorstehende Aufgabe. Jedes Jahr habe ich der Tour entgegengefiebert. Jetzt sitze ich hier und sage mir: `Scheiße, jetzt geht der ganze Dreck wieder los.´ Denn ich bin mir sicher, dass es bei der Tour weniger um Sport gehen wird. Ich aber habe keine Lust, während meiner Arbeit, die schon schwer genug ist, mich auch noch über irgendwelche Dopingfälle zu unterhalten. Das ist ein Horrorszenario.

WELT ONLINE: Würden Sie die Tour verlassen, wenn Sie das alles zu sehr nervt?

Andreas Klöden: Das ist nicht auszuschließen. Ich muss sehen, wie sich alles entwickelt, ob ich dann noch abschalten kann oder nicht. ...

WELT ONLINE: Wollen Sie die Tour de France gewinnen?

Andreas Klöden: Vorbereitet darauf bin ich. Ich wünsche mir nichts sehnlicher, obwohl ich mir gut vorstellen kann, dass der diesjährige Gewinner nicht so viel Freude am Sieg haben wird, wie einer aus den 90er Jahren, als noch alles Friede, Freude, Eierkuchen war.“

25 Tage später wurde Andreas Klöden wieder interviewt. Es war nach dem Tag, an dem er die Tour unfreiwillig verlassen musste.

„Herr Klöden, was war Ihre Reaktion, als vergangenen Dienstag bekannt wurde, dass es bei Ihrem Teamkollegen Alexander Winokurow eine positive A-Probe gibt?“

Andreas Klöden: Es war ein Schock für mich. Marc Biver kam zu mir ins Hotelzimmer und ich konnte schon an seinem Gesichtsausdruck sehen, dass irgendwas nicht stimmt. Als er mir dann sagte, dass Wino nach dem Zeitfahren positiv getestet worden sei, konnte ich es zuerst überhaupt nicht glauben.

Was haben Sie dann gemacht?

Andreas Klöden: Marc sagte mir auch direkt, dass wir die Tour nicht zu Ende fahren würden. Ich habe mich gefühlt wie benebelt. Eine Mischung aus Wut und Enttäuschung machte sich in mir breit. Ich bin zunächst ziellos hin und her gelaufen, habe geflucht und immer wieder zu mir selbst gesagt, das kann einfach nicht wahr sein. Neun Monate hatte ich mich ausschließlich auf die Tour vorbereitet und dafür auf vieles verzichtet. Meine Familie musste ich oft alleine zurück lassen. Ich habe nach meinem Sturz jeden Tag die Zähne zusammengebissen und weiter gekämpft, um in Paris anzukommen. Auch wenn der Gesamtsieg außer Reichweite schien, hatte ich zumindest noch gute Chancen auf das Podium. ...

Als die Meldung über Alexander Winokurow publik wurde, spielten sich dramatische Szenen vordem Team-Hotel ab...

Andreas Klöden: Ja, innerhalb weniger Minuten wurde das Hotel von Journalisten, Fotografen und Kameraleuten umlagert. Als dann kurze Zeit später die Polizei eintraf, dachte ich, ich wäre im falschen Film. Ich wurde an die Wand gestellt und durchsucht. Sie können sich nicht vorstellen, wie man sich fühlt, wenn man behandelt wird wie ein Schwerverbrecher. ...

Jan Ullrich steht unter Doping-Verdacht, Mattias Kessler wurde bereits wegen seines positiven Befundes vom Team entlassen und nun wurde auch Alexander Winokurow positiv getestet - alles Leute aus Ihrem direkten Umfeld. Da kann es einem schwer fallen zu glauben, sie seien sauber...

Andreas Klöden: Das ist ja genau mein Problem. Ich bin in diesem Jahr so oft getestet worden wie nie zuvor, insgesamt vierzehn Mal. Ich ... unterziehe mich freiwillig jeder Kontrolle, die gemacht wird. Ich hatte noch nie in meiner Karriere einen `Missed-Test´ (versäumten Test), gebe immer korrekt und rechtzeitig meine Aufenthaltsorte an und wurde von den Kontrolleuren stets angetroffen. In meinem Vertrag habe ich mich bereit erklärt, bei Bedarf eine DNA-Probe abzugeben. Ich habe nie gedopt und würde es auch nie tun. Jeder der Fälle, die sie gerade genannt

haben, war und ist für mich ein bitterer Schlag ins Gesicht. Alle beteuern dennoch ihre Unschuld. Ich weiß heute nicht mehr, was ich glauben soll.

Wie beurteilen Sie die derzeitigen Vorkommnisse bei der Tour?

Andreas Klöden: Wenn ich höre, wie Herr Clerc, Organisator der Tour de France sagt, dass die UCI der Tour schaden zufügen und sie zerstören wolle, habe ich den Eindruck, dass wir Fahrer nur die Marionetten in diesem offensichtlichen Machtspiel sind.“

Ein Kommentar zu dieser emotionalen Offenbarung wäre in jedem Fall deplatziert. Hier hat ein Rennfahrer seine Meinung gesagt und man sollte sie einfach zur Kenntnis nehmen.

Denn: Nicht die Tour-Manager, die 1903 das erste Rennen organisierten und auch nicht die, die mit stattlichen Gehältern das Rennen des Jahres 2007 arrangierten sind die Hauptpersonen, sondern die Aktiven.

Das gilt für alle, von Maurice Garin bis Alberto Contador.

Und es gilt auch für die, die nie in die Schlagzeilen gerieten und selbst für die, die zum Doping griffen, um zu schaffen, was die Henry Desgrange - Tour-Direktor 1903 - und Christian Prudhomme - Tour-Direktor 2007 - von ihnen verlangten. Nicht, um sportliche Höchstleistungen von ihnen zu fordern, sondern, um ihren Gewinn zu sichern...

ZITATE

IN SOTSCHI ROLLT DER RUBEL SCHON

Moskau - Der Startschuss liegt zwar noch weit in der Zukunft, doch die Wettkämpfe haben schon begonnen. Lange bevor 2014 in dem russischen Schwarzmeerkurort Sotschi die Olympischen Spiele ausgetragen werden, haben findige Unternehmer bereits jetzt die umgerechnet mindestens neun Mrd. Euro im Visier, die der russische Präsident Wladimir Putin und die Privatwirtschaft dort investieren wollen.

Am wildesten geht es derzeit auf dem Immobilienmarkt zu. „Let the Gains begin“, „lasst die Gewinne sprudeln“, schreibt die Moskauer Alfa Bank zur Olympia-Entscheidung. ...

Kostete im vergangenen Jahr der Quadratmeter in Sotschi noch 1800 Dollar, ist er inzwischen nur noch für 4000 Dollar zu haben. Zum Vergleich: In der Hauptstadt Moskau, dem bislang mit Abstand teuersten Pflaster Russlands, liegt der Quadratmeterpreis im Durchschnitt bei 4070 Dollar.

In weiser Voraussicht haben Immobilienentwickler aus Moskau, St. Petersburg und den erdötreichen Regionen vor der Olympia-Entscheidung in großem Stil Grundstücke erworben. „Das war eine Lotterie, bei der sie das Glückslos gezogen haben“, schreibt die Zeitung RBK Daily. Ein freier Markt ist das Geschäft mit den Grundstücken indes in Sotschi nie gewesen. Wer nicht über Beziehungen zu städtischen oder regionalen Beamten verfügte, ging leer aus.

Leidtragende der jüngsten Entwicklung sind vor allem die Einheimischen. So schrieb die Zeitung „Kommersant“, Tausende von ihnen würden von ihren Grundstücken vertrieben, um Investoren Platz zu machen. Gegen diese Zwangsumsiedlung hat sich die Bürgerinitiative „Institut kollektiven Handelns“ gebildet. „Einfachen Sterblichen werden bescheidene städtische Wohnungen im Tausch gegen ihren Grund und Boden geboten. Wenn sie Glück haben, bekommen sie eine symbolische Ausgleichszahlung“, sagt Olga Mirjasowa, Sprecherin der Bürgerinitiative. Ähnlich dubios verlaufen die Bauarbeiten im Nationalpark, wo die Skiwettbewerbe stattfinden sollen. Postfaktum werden Ausnahmegenehmigungen in Gegenden erteilt, in denen nichts gebaut werden darf. Der russische Rechnungshof stellte 2006 bei einer Untersuchung fest, dass von 18 bereits begonnenen Bauprojekten im Nationalpark lediglich fünf über die gesetzlich vorgeschriebene ökologische Expertise verfügten. ...

Die Stadt scheint auf Gold gebaut zu sein. So sind die Preise für Grundstücke rund um die Imeretinskaja-Bucht, in der das Olympia-Stadion, das Olympische Dorf und alle Hallen errichtet werden sollen, auf bis zu 800 Dollar pro Quadratmeter gestiegen. Bislang war die Gegend wertloses Sumpfland. ... Experten sehen vor allem Bedarf bei Hotelneubauten, Einkaufszentren sowie Wohnungen - so ist der Bau von einer Mio. Quadratmetern neuen Wohnraums geplant. „Jetzt ist die Stunde der Spekulanten“ ...

Jens Hartmann in "Die Welt" 9.7.2007

WIMBLEDON UNTER DACH

LONDON. ... „Wimbledon ist und bleibt eine der profitabelsten Sportveranstaltungen der Welt“, sagt der neue Geschäftsführer des All England Club, der einstige Manchester-United-Manager Ian Ritchie. Da fällt kaum ins Gewicht, dass 2007 die Zuschauerzahlen im Horrorklima von London SW 19 leicht zurückgingen. Rund 15 000 Besucher weniger als in der Vorsaison passierten in den beiden vergangenen Wochen die gut gesicherten Tore des All England Lawn Tennis and Croquet Club. Dafür schnellten die Verkaufszahlen in den Devotionalienshops kräftig in die Höhe. Was blieb den regengeplagten Zuschauern in den ewigen Zwangspausen auch anderes übrig, als die vielen Geschäfte auf der Anlage nach Souvenirs zu durchstöbern?

Unter der Direktion des neu bestellten Bosses Ritchie hat der Klub inzwischen seine ohnehin nicht, zu knappe Geschäftstätigkeit noch einmal kräftig ausgeweitet: Hinter dem betulichen, Erscheinungsbild an der Church Road, hinter dem Idyll von der britischen Gartenparty verbirgt sich mehr denn je eine hochtourige Geldmaschine, die weit über das Areal im idyllischen Südwesten der britischen Hauptstadt hinausreicht. Ähnlich wie die großen englischen Premier-League-Klubs wie Manchester United oder FC Chelsea sind die Wimbledon-Manager auf den boomenden Geschäftsplätzen in Asien und dem Mittleren Osten präsent - in Regionen also, von denen der Klubpräsident Tim Philipp sagt, „dass sie geradezu tennisverrückt sind und Stars wie Roger Federer absolut verehren“.

Lange vor den Spielervereinigungen ATP und WTA hat Wimbledon die großen Potenziale insbesondere im Megamarkt China entdeckt, schon vor zwei Jahren verkaufte der Klub dort an mehr als zwanzig Franchiseunternehmer die Rechte für Wimbledon-Shops. Auch in Japan, in Südostasien und im arabischen Raum will der All England Club die Marke Wimbledon geschäftstüchtig etablieren und damit jenes Potenzial ausschöpfen, das durch einen neuen Tennisaufbruch und eine moderne Turnierinfrastruktur wie in Schanghai, Peking, Singapur, Bangkok, Dubai oder Doha frei geworden ist. ... Tradition hin, Tradition her: wenn's ums liebe Kleingeld geht, ist Wimbledon auf der Höhe der Zeit. Und so wird denn vom Jahr 2009 an auch ein Dach den Centre-Court vor den Kapriolen des Wetters schützen und den Spielbetrieb wenigstens im berühmtesten Tennistheater der Welt garantieren. „Wir müssen für unsere Fernsehpartner ein Programm ermöglichen, wir wollen aktuelle Bilder zeigen und keine Konserven“, sagt der Manager Ritchie, der hofft, dass auch auf den europäischen Kernmärkten in Zukunft wieder größere Nachfrage nach Bildern aus Wimbledon herrschen wird.

Stuttgarter Zeitung, 9.7.2007

DIE BAYER AG STREICHT...

Bislang stand sie für die große Leverkusener Leichtathletikvergangenheit. 1972 siegte Heide Rosendahl zweimal bei den Olympischen Spielen in München, zuerst im Weitsprung und dann als Schlussläuferin der 4x100-Meter-Staffel, die die DDR-Staffel in Schach hielt, weshalb sie endgültig zur populärsten Leichtathletin der Bundesrepublik avancierte. Fortan personifizierte Ecker-Rosendahl, wie sie seit ihrer Hochzeit 1974 heißt, neben Willi Holdorf, dem Zehnkampf-Olympiasieger von 1964, die große Geschichte der Leichtathletik unter dem Bayer-Kreuz. Seit 1953, als der legendäre Trainer Bert Sumser für den Werksklub einen der weltweit besten Leichtathletikvereine aufbaute, förderte der Chemiekonzern großzügig diese Sportart - mit großem Erfolg. Vor allem im Hochsprung (Ulrike Meyfarth, Heike Henkel, Martin Buß) war Bayer stets Weltspitze.

Heute steht Heide Ecker-Rosendahl aber auch für die Zukunft. Die allerdings ist fraglicher denn je. Vor vier Wochen hat die Bayer AG, wie es im nüchternen Wirtschaftsdeutsch hieß, „ihr soziales und sportliches Engagement im Umfeld der deutschen Standorte neu strukturiert und einen dreistufigen Plan verabschiedet“. Ein darin enthaltener Satz sorgte für Entsetzen in den Gesichtern vieler Funktionäre, Sportler und Trainer: „Im Profisport wird sich Bayer ab Sommer 2008 ausschließlich auf Fußball konzentrieren und sich aus der Sportwerbung in den Bereichen Basketball, Handball, Volleyball und Leichtathletik mittelfristig zurückziehen.“ Die dort eingesparten Gelder, rund 3,5 Millionen Euro jährlich, sollen „stattdessen in die Bildung junger Menschen investiert werden“. Die Förderung des Breitensports sei nicht betroffen, versicherte der Konzern.

Die Profifußballer erhalten weiterhin 25 Millionen Euro jährlich, zusätzlich wird die Bay-Arena demnächst für rund 56 Millionen Euro modernisiert. Die Leichtathleten werden indes noch bevorzugt, ihre Förderung wird erst ab 2009 gekürzt, dann finden in Berlin die Weltmeisterschaften statt. „Bis dahin läuft die Galgenfrist“, sagt Joachim Strauss, Abteilungsleiter Leichtathletik im Gesamtverein TSV Bayer Leverkusen 04. „Die fehlenden Einnahmen machen rund 20 Prozent unseres Etats aus“, erklärt Strauss. Diese Lücke soll nun die 60-jährige Ecker-Rosendahl schließen. „Sie koordiniert die Sponsorensuche“, sagt Strauss.

„Das Paradies des Sports macht dicht“, schrieb der „Kölner Stadt-Anzeiger“. Doch der Aufschrei hielt sich seltsamerweise in Grenzen. Selbst bei den Volleyballern in Wuppertal oder den Handballern in Dormagen, die nun gezwungen sind, ihren Leistungssport alleine zu finanzieren, gab es keine lautstarken Proteste - obwohl es fast unmöglich ist, diesen Verlust innerhalb einiger Monate zu kompensieren. Diesen Klubs droht nun das Schicksal des einstigen Fußball-Bundesligisten Bayer 05 Uerdingen, dem der Konzern 1995 die Mittel strich und der heute in der Oberliga herumkriecht. ... Klartext gegen die Zementierung

der Monokultur des Fußballs spricht als eine der wenigen Heide Ecker-Rosendahl. „Die Entwicklung jetzt ist deprimierend“, sagte sie dem Tagesspiegel. „Ich verstehe nicht, wie man nur auf Fußball setzen kann und gar nicht mehr auf olympischen Sport. Das wäre doch eine große Imagewerbung. Offenbar habe ich weniger zur Werbung beigetragen als Bernd Schneider.“

Erik Eggers in Der Tagesspiegel, 8.7.2007

Null Toleranz auch für die Vergangenheitsbewältigung

Die Enthüllungen der Praktiken von Sportmedizinern an der Freiburger Universität offenbarten eine jahrzehntelange Tradition ärztlicher Dopingunkultur. Die Machenschaften der Männer im weißen Kittel haben sich nicht im luftleeren Raum entwickelt. Früh schon hat der bundesdeutsche Sport, die Zusammenarbeit mit Ärzten gesucht, die etwas vom Sport verstanden und deren Betreuung von Athleten in wissenschaftlicher Hilfen mündete. Im Wettkampf der Systeme war die Unterstützung durch Mediziner sehr willkommen. Sie sollten dazu beitragen, die Spitzensportler in Hochform an den Start zu bringen. Der Heilungsprozess bei Verletzungen und Infekten sollte beschleunigt werden. Denn den Athleten ging und geht es darum, möglichst schnell wieder auf die Beine zu kommen, um bei großen Meisterschaften oder gar bei Olympischen Spielen starten zu können. Und die Sportverbände waren und sind daran ebenfalls interessiert. Das alles war und ist legitim.

Allmählich gefiel sich eine Reihe von Sportmedizinern darin, gezielt zur Leistungssteigerung und damit zu Titeln und Medaillen von Athleten beizutragen. Die Faszination, die Grenzen physischer Leistungsfähigkeit auszuloten, führte zu Überschreitungen sportlicher Spielregeln und ärztlicher Gebote. Den Sportmedizinern an der Freiburger Universitätsklinik kam dabei unter Leitung des vor sieben Jahren verstorbenen deutschen Olympia-Arztes Professor Joseph Keul eine Schlüsselrolle zu. Der ebenfalls in Freiburg ansässige Professor Armin Klümper, der lange Jahre auch von den Medien als Heilsbringer der Spitzensportler gefeiert wurde, zog geradezu Prozessionen von Athleten an. Sie versprachen sich von ihm rasche Genesung und Wiedererlangen einer guten Verfassung. Klümper und andere Ärzte waren nicht zimperlich, spritzten Leistungssportler mit Cortison fit oder begannen in den sechziger und siebziger Jahren, das Wundermittel Anabolika zur

Rehabilitation und mehr und mehr zur gezielten Steigerung der Leistungen einzusetzen.

Die Hormongaben wurden anfangs ähnlich bedenkenlos konsumiert wie heute das nicht nachweisbare Mittel Kreatin, das den Stoffwechsel der Muskeln und damit den Energiehaushalt begünstigt. Die Attraktivität der anabolen Steroide erhöhte sich in dem Maße, wie sie dazu beitrugen, den Athleten in ungeahnter Weise zu Fortschritten zu verhelfen. Damit entpuppten sich die Anabolika als ein Dopingmittel, das zudem erhebliche gesundheitliche Schädigungen und vor allem bei Athletinnen verheerende Persönlichkeitsveränderungen zur Folge hat. Mit dem Verbot der Anabolika im Jahre 1974 hielt die doppelbödige Moral im bundesdeutschen Spitzensport Einzug. Offiziell wurde Doping geißelt. Inoffiziell sahen nicht wenige Verantwortliche in den Sportverbänden zur Seite, wenn Athleten sich in Freiburg und anderswo von Sportmedizinern auf, die Sprünge helfen ließen oder sich selbst Dopingmittel beschafften und einnahmen. Darüber hinaus wurde den Sportlern, manchmal sogar in Besprechungen von Nationalmannschaften gar nicht so selten bedeutet, dass sie schon zu Anabolika greifen müssten, wenn sie international Chancen haben wollten. Eine Reihe von Heim- und Bundestrainern arbeitete zum Beispiel in der Leichtathletik mit ihren Athleten systematisch mit Anabolika, ohne dass sie von der Verbandsführung daran gehindert wurden.

Drastische Warnungen vor dem Grassieren des Dopings und seinen Folgen für den Hochleistungssport, wie sie Ende der sechziger Jahre in Zeitungsartikeln von der Heidelberger Diskuswerferin Brigitte Berendonk, der Frau des heutigen Anti-Doping-Kämpfers Professor Werner Franke, formuliert wurden, fanden kaum Widerhall. Im Westen Deutschlands ging es darum, sich nicht zu sehr gegen den aufstrebenden DDR-Sport zu blamieren. Da wollte man bis in die Politik hinein die eigenen Erfolge nicht kritisch hinterfragen.

Erstmals provozierte der Dopingskandal bei den Olympischen Spielen von Montreal 1976 einen Aufschrei in der Öffentlichkeit. ... Bundesdeutsche Sprinterinnen beschuldigten ihren Bundestrainer, ihnen Testosteron verabreicht zu haben. Insider berichteten davon, dass im Bundesleistungszentrum der Gewichtheber in Egelsbach bei Darmstadt Anabolika-Präparate offen herumgelegen hätten. Und schließlich kam die unappetitliche Geschichte von der Luft heraus, die Schwimmern, darunter dem Weltmeister und späteren NOK-Präsidenten Klaus Steinbach, während der Spiele von Montreal in den Darm gepumpt wurde. ... Pikanter Weise hatte das Bundesinnenministerium die luftige Maßnahme mit 260.000 DM finanziert. ... Die jetzt einsetzende Vergangenheitsbewältigung wird zeigen, ob die Anzeichen, dass der BAL

und sein Nachfolgegremium BL (Bereich Leistungssport) den Begriff der Substitution (zu) großzügig ausgelegt haben, sich bewahrheiten. Mit einer verbal eindrucksvollen Grundsatzklärung, die 1971 in Baden-Baden verabschiedet wurde, formulierten der Deutsche Sportbund (DSB) und das Nationale Olympische Komitee (NOK) die ethischen Werte für einen humanen Leistungssport. Damit wurde die Öffentlichkeit wirkungsvoll beruhigt. Im Nachhinein sieht es so aus, als wenn die feierliche - von Willi Daume gesteuerte - Inszenierung eine Alibiveranstaltung war. So sehen es jedenfalls Insider, die damals zum engen Kreis der Sportführung zählten. Heute wissen wir, dass nach dem starken Tranquilizer von Baden-Baden im bundesdeutschen Sport munter weiter gedopt wurde. Und es wird Licht in das Dunkel zu bringen sein, in welcher Weise die Leistungsmanipulation von Verantwortlichen des organisierten Sports begünstigt wurde. Selbst auf den hoch angesehenen, die ethischen Wert des Sports beschwörenden Willi Daume könnte ein Schatten fallen. Ihm wird in Sachen Substitution von Kennern der Szene eine gewisse Großzügigkeit nachgesagt. Dies stützt auch ein Vorfall, von dem kürzlich Manfred von Richthofen Kenntnis gab. Der spätere DSB-Präsident empfahl als Vorsitzender der Anti-Doping-Kommission des Deutschen Sportbundes, Keul wegen entsprechenden Belastungsmaterials nicht als Leitender Arzt der Olympiamannschaft der Spiele von Barcelona 1992 zu nominieren. Darauf hin habe ihn der NOK-Präsident „rausgeschmissen“ und den Freiburger Sportmediziner durchgesetzt.

Nach der Wende 1989 stand das Erschrecken über das flächendeckende Doping der DDR mit seinen inhumanen Methoden im Vordergrund der öffentlichen Betrachtung. Erst allmählich richtet sich der Focus auf das Doping im Westen Deutschland das in einigen Zirkeln betrieben wurde und in dem einige Sportmediziner eine fatale Rolle gespielt haben. Die Leichtathletin Birgit Dressel ist nur das spektakulärste Todesopfer der pharmakologischen Leistungsmanipulation durch Ärzte. In einem Klima feuchtheißer Heuchelei konnte sich auch im Westen Deutschlands Doping von Anabolika über Epo bis hin zu Wachstumshormonen ausbreiten wie ein Pilzgeflecht. „Null Toleranz“ ist die Devise, die sich der olympische Sport auf seit Fahnen geschrieben hat. Das muss auch für das Aufarbeiten der Dopingvergangenheit des bundesdeutschen Sports gelten.

Steffen Haffner, Olympisches Feuer; 3/2007

BEGRENZUNG DER AUTONOMIE DES SPORTS

Ein Sportler kann sein Selbstbestimmungsrecht nur ausüben bei der anfänglichen Auswahl der Sportart, ist dann aber faktisch von seinem Monopolverband abhängig; da zudem das Demokratieprinzip im Sport nicht gewahrt ist und auch wohl kaum effektiv durchgesetzt werden kann, besteht eine Ungleichgewichtslage im Sinne der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zu den Schranken der Privatautonomie. ... Die besondere Problematik des Sportrechts besteht daher darin, unter Wahrung der Autonomie - der sport-typischen Besonderheiten - des Sports die Rechte vor allem der Sportler und der Sportvereine aber auch der Außenstehenden zu sichern. Dieses Erfordernis hat zu einer Verschärfung der Kontrolle der Verbandsregeln und -Entscheidungen durch staatliche Gerichte geführt, ein Vorgang, der noch keinesfalls abgeschlossen ist. Insbesondere bleibt die Grenzziehung zwischen dem berechtigten Streben des Sports, sein Leben, d.h. seine Regeln im weitesten Sinne selbst zu gestalten, selbst durchzusetzen und Streitfälle in der für den Sportbetrieb gebotenen Eile und sportnah" selbst zu entscheiden, und den gleichfalls berechtigten Forderungen der einzelnen Athleten und gegebenenfalls auch Vereine und unteren Verbände auf Teilhabe am Sport, auf Schutz ihrer finanziellen und beruflichen aber auch rein persönlichen Interessen eine wohl immerwährende Aufgabe des Sportrechts. Erschwert wird die Lösung dieser Aufgabe durch die Tatsache, dass der Sport mit seinen Internationalen Verbänden als einer der ersten globalisierten privaten Akteure kaum von einzelstaatlichen Rechtsordnungen und Gerichten generell und effektiv kontrolliert werden kann, zumal die einzelstaatliche Kontrolle die Gefahr in sich birgt, die wünschenswerte und für den Sport geradezu existenzielle Einheitlichkeit zu fragmentieren. Auch dies ist eine Aufgabe, die das Sportrecht mit dem allgemeinen Wirtschaftsrecht teilt.

Fritzweiler, Jochen et al.: Praxishandbuch Sportrecht. München 2007, Abs. 31-33

Rezension
ZUR GESCHICHTE DER DHfK
Von HANS SIMON

Eine ganze Reihe von Professoren, Dozenten und Mitarbeitern haben 17 Jahre nach der Abwicklung der DHfK einen relativ umfassenden Überblick über die Tätigkeit und die Struktur der Hochschule vorgelegt. In zwei Hauptteilen - a) Leitung, Arbeitsbeziehungen und Ausbildungsaufgaben - und b) - Lehre, Forschung und Wissenschaftsentwicklung - legen 29 Autoren die umfangreiche Beschreibung und zugleich Dokumentation einer vierzigjährigen Erfolgsgeschichte vor. Die politisch gewollte Abwicklung der Hochschule gehört wahrlich nicht zu den Ruhmesblättern einer Geschichte des deutschen Sports und der Geschichte des Anschlusses der DDR an die BRD. Indes sind Tatsachen nun einmal nicht zu ignorieren. Und dazu gehört diese vorliegende Arbeit. Die DHfK hat auf dem Gebiet der Sportwissenschaft internationale Geschichte geschrieben und erfolgreich Sportlehrer, Trainer und Sportwissenschaftler aus- und weitergebildet. Sie hat in Theorie und Praxis beachtliche Ergebnisse vorzuweisen.

Der erste Teil über mehr als 200 Seiten ist in 20 Kapitel unterteilt. Ein Gesamtüberblick im historischen Kontext steht an dessen Anfang. Ihm schließen sich solche zu den Institutionen der Hochschule an, dem Senat und Wissenschaftlichen Rat, der Fakultät für Sportmethodik, den Sektionen. Weitere Kapitel behandeln die Zusammenarbeit mit dem DTSB und die internationalen Wissenschaftsbeziehungen. Der Funktion der Verwaltung und der Hochschulbibliothek sind eigene Kapitel gewidmet. Es folgen ausbildungsspezifische Abschnitte zur Trainerausbildung, und zu Anforderungen an Trainer im Leistungssport sowie zur Ausbildung der Schulsportlehrer, Leitungsspezialisten, Diplomsportlehrer bzw. Militärsportkader - sowie für Massensport, zur Aus- und Weiterbildung ausländischer Sportfachexperten, zum Fernstudium, zur Facharztausbildung für Sportmedizin, zum Wissenschaftlichen Nachwuchs, zur Hochschulsportgemeinschaft und zu den Studien- und Lebensbedingungen der Studierenden.

Auf diese Weise wird dem Leser die innere Struktur und ihre Funktionsweise, die vielgestaltige Aus- und Weiterbildung, verbunden mit der Darstellung wichtiger Ergebnisse nahegebracht. Insofern vermitteln sie einen Einblick in die Hochschul- und Sportpolitik der DDR. Die Kapitel sind untergliedert (Zwischentitel) und mit jeweiligem Literatur- und Quellenverzeichnis versehen.

Der Teil 2 zielt darauf, Lehre Forschung und Wissenschaftsentwicklung auf annähernd 240 Druckseiten zu vermitteln. Er muss allerdings gewisse Überschneidungen in den ersten beiden Kapiteln (Von der Volksschule zu akademischen Graden und Studienpläne) zu Teil 1 hinnehmen. Das nächste Kapitel über die Befähigung zur selbständigen wissenschaftlichen Arbeit leitet über zur Vorstellung wichtiger Fachgebiete in der Ausbildung:

Bewegungslehre, Biomechanik, Allgemeine Theorie des Trainings, Sportmedizin und Naturwissenschaften, Wissenschaftsdisziplinen Leitung, Wintersport, Wasserfahrsport und Touristik, Ästhetik des Sports einschließlich ihrer wissenschaftlichen Erträge.

Einige wichtige Forschungsrichtungen und Projekte werden vorgestellt. Sie bilden den wesentlichen Teil der fachspezifischen Untersuchungsrichtungen. Behandelt werden: Forschung im Nachwuchsleistungssport, Sichtung und Eignung im Nachwuchsleistungssport, Physische Entwicklung der jungen Generation, Sportsoziologie, Volkssportforschung, Internationale Forschungsgemeinschaft Aktive Freizeitgestaltung, Entwicklungskonzepte für sportmethodisch orientierte Disziplinen, Entwicklungskonzeption Zweikampfsportarten 1980-1990.

Die einzelnen Kapitel sind nach einem gemeinsamen Grundschema aufgebaut, sie enthalten meist auch historische Aspekte des jeweiligen Gegenstandes und die Wissenschaftsergebnisse. Zweifellos unterscheiden sich die Kapitel sowohl in ihrem Umfang als auch in ihrem Anspruch. Es hätte den Herausgebern auch wohlangestanden, wenn sie auf Vorarbeiten für diesen Band in Gestalt der Arbeiten z.B. von Karsten Schumann (50 Jahre DHfK) und der DDR-Sportgeschichte (2002) u.a. verwiesen hätten. Es ist weder ein Kuriosum noch ein Beleg für Nostalgie wenn hier - 17 Jahre nach ihrer Totsagung - der Hochschule ein würdiges Denkmal als Meilenstein der Sportwissenschaft gesetzt wird. Das Buch kann allen Sportwissenschaftlern nur als unerlässlich empfohlen werden. Es bietet jedem Interessierten einen hohen Informationsgehalt, weist wichtige Ergebnisse der interdisziplinären Forschung u.a. im Nachwuchsleistungssport aus. Überhaupt ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit eines der Geheimnisse der Sportwissenschaft in der DDR. Aus aktuellem Anlaß sei dieses Buch auch allen Interessenten auf den Gebieten der Wissenschafts- Kultur- Sozial- und Bildungspolitik, in Sonderheit der Gesundheitspolitik empfohlen, um sich der Erkenntnisse und Erfahrungen einer „vergessenen“ Wissenschaftseinrichtung zur Bewältigung aktueller Probleme der Bundesrepublik Deutschland zu bedienen. Mancherorts scheint man dabei schon auf dem Wege zu sein, wie der in Nebensätzen mitgeteilte Sachverhalt, daß an der Trainerakademie des DSB in Köln promovierte und habilitierte Hochschullehrer der DHfK als Leiter bzw. Stellvertreter tätig geworden sind, oder die neue Erfolgsgeschichte des Kanu-Sportverbandes der maßgebliche Funktionen mit DHfK-Absoventen besetzt hat. Wenn alle Wissenschaftsdisziplinen ihre Geschichte und Ergebnisse vorstellen könnten, wäre ein weiterer Band leicht zu füllen.

Den Autoren und ihren zahlreichen Zuarbeitern aus den Reihen der Hochschullehrer und Mitarbeiter gebührt Dank und Anerkennung im Namen der Sportwissenschaft und des Sports in aller Welt.

Deutsche Hochschule für Körperkultur 1950 - 1990 Entwicklung, Funktion, Arbeitsweise; Hrsg.: Lehmann, Kalb, Rogalski, Schröter ;Wonneberger; Meyer & Meyer, Aachen 483 S.; 2007

ines Humanisten.1982 Berlin Sportverlag

5.Eichel, Wolfgang :Zum Gedächtnis Pierre de Coubertins. Theorie und Praxis der Körperkultur 12 (1963) H.1

Wie die "Sportkunst" in der DDR entdeckt wurde Von GÜNTER WITT

Da veröffentlicht eine Jemand ein Buch mit dem Titel „Sport in der bildenden Kunst der DDR“¹⁾ und erklärt dann auf 415 Seiten, dass es so etwas gar nicht gegeben hätte. Denn in der DDR ging es seinerzeit doch nur um „Sportkunst“. Und daran sei ein gewisser Günter Witt schuld, „der als ehemaliger Initiator der Sportkunst die Thematik bis heute dominiert...“²⁾ Er - so will sie wissen - „bezeichnete die bildkünstlerische Darstellung sportlicher Aktivitäten als `Sportkunst“³⁾ Und das soll er angeblich schon 1969 in seinem Buch „Sport in der Kunst“⁴⁾ verkündet haben. Das behauptet jedenfalls die Autorin Britta Schmid in ihrer Dissertation, die sie als Buch veröffentlichte. Aber nichts davon ist wahr, denn man kann Seite für Seite in diesem von ihr zitierten Buch nachlesen und wird nichts dergleichen entdecken. Und vorweg genommen: Man wird es auch in allen meinen anderen Publikationen zu dieser Thematik nicht finden.

Und dennoch verwendet die Autorin ohne jeden Beweis diesen unsinnigen, angeblich in der DDR gängigen Begriff „Sportkunst“ munter als Leitbegriff für Titel und Texte von Kapiteln ihres Buches. Durch ihre indoktrinierende, den Gegenstand ihres Buches ideologisierende Betrachtungsweise wird der Wert ihrer eifrigen Sammlung von Fakten für das Thema fragwürdig. Dieser Versuch einer kunstwissenschaftlichen Analyse wird von einer kulturpolitischen Agitation überschattet, die sich vor geradezu lächerlichen Phrasen nicht scheut.

Kennzeichnend für die Willkür ihres Umgangs mit der Thematik ist die Tatsache, dass sie nicht einmal prüfte, ob nicht andere Autoren - beispielsweise in der alten Bundesrepublik - den Begriff „Sportkunst“ gebraucht hätten. Ich schaute deshalb bei Kurt Graßhoff (Paderborn) nach, der unzählige Artikel in „Olympisches Feuer“ und in „Olympische Jugend“ zum Thema „Kunst und Sport“ veröffentlichte und den ich wegen seines speziellen Fachwissens und seiner Aufrichtigkeit sehr schätzte,

wenngleich wir nicht in jeder Hinsicht gleicher Meinung waren. Kurz vor seinem Tod, vor zwei Jahren, hatte er mir ein großes Paket mit den Kopien aller seiner Veröffentlichungen zu diesem Thema geschickt. Wie also hatte er zu diesem fraglichen Begriff gestanden? In seinem ganzen umfänglichen Werk fand ich zwar die Titel „Sportkunst und Sportgrafik in Stuttgart“⁵⁾, „Sportkunstwerke des Berliner Bildhauers Wilfried Fitzenreiter“⁶⁾, „Sportkunst in der DDR“⁷⁾, aber auch den Artikel „Kunst und Sport in der DDR“⁸⁾, für den er seinen speziellen Anlass hatte. Ich erinnere mich daran, dass wir später in unseren beiden Begegnungen auch darüber gesprochen hatten. Es ging darum, dass 1985 ein Peter Kühnst mit seinem Büchlein „Sport und Kunst - Sporting Art in der DDR“⁹⁾ versucht hatte, „Sporting Art“ - wie Graßhoff formulierte - „als selbständige Kunstgattung hochzustilisieren.“ Begriffe wie „Sportkunst“ oder „Sporting Art“ waren für Graßhoff kunsthistorischer Unsinn. Und er ärgerte sich noch Jahre später, dass er unbedacht selbst „Sportkunst“ in einigen Artikeln gebraucht hatte. Denn ein Begriff wie „Sportkunst“ ist für die Kunstwissenschaft schon immer bedeutungslos gewesen, und wird er wie immer auch gebraucht empfindet man ihn als etwas Einengendes und Gering Man fragt sich nun, inwieweit sich die Autorin dessen bewusst war und ob denn niemand von den zahlreichen in der Danksagung Genannten sie auf diesen Unfug aufmerksam machte. Oder war der Begriff „Sportkunst“ absichtlich gewählt worden, um das Werk von bildenden Künstlern in der DDR, die sich mit dem Thema Sport befassten, generell abzuwerten? Wollte man etwa Verantwortliche auf dem Gebiet des Sports und der Kunst in der DDR damit nur verleumden? Dann allerdings hat alles nichts mehr mit Wissenschaft zu tun, sondern mit bloßer Agitation und ideologischem Eifer.

Die Bemühungen um das Zusammenwirken von Kunst und Sport in der DDR, die sich in den sechziger Jahren auch in der bildenden Kunst zu entwickeln begannen, hätten nicht zu bemerkenswerten künstlerischen Ergebnissen geführt, wenn diese mit „Sportkunst“ - von wem auch immer - etikettiert worden wären. Das hätte die Maler, Grafiker und Bildhauer irritiert und beleidigt, aber nicht interessiert, sich diesem Phänomen Sport zu nähern und in einer Vielfalt von individuellen Gestaltfindungen darzustellen. Aber der Sport gab der bildenden Kunst unendlich viele Impulse und sie wurde zum Wegbegleiter des Sports. Das Bild, das sie im Verlauf von Jahrzehnten vom Sport zeichneten, trug nicht etwa nur die Züge seiner Idealisierung und Verklärung, sondern setzte auch Zeichen, die auf negative Seiten des Sports wie Gigantismus, Brutalisierung, Kommerzialisierung, Ideolatrie und andere seinem humanistischen Geist widersprechenden Fehlentwicklungen aufmerksam machen. Die bildende Kunst war der Schönheit und der Wahrheit gleichermaßen verpflichtet.

Die Autorin hat sich weniger auf diese Realität konzentriert, als sich beispielsweise fleißig zu bemühen, ihren möglichen Lesern die für sie schreckliche Mitteilung zu servieren, dass es in der DDR fast nur Auftragskunst für die Maler, Zeichner und Bildhauer gegeben hätte. Wird nun der Leser vor Grauen erschrecken, oder wird er mit Recht „Na und?“ sagen? Denn er weiß, was Britta Schmid nicht wissen will (oder darf?): Seit es bildende Kunst gibt, gab es den Auftrag an Künstler, ob von Päpsten oder Fürsten oder anderen Geldgebern. Man stelle sich vor, wenn das nicht gewesen wäre, wie kahl und öde wären die Städte, die Kirchen und Schlösser. Und die Kunstgeschichte weiß darüber zu berichten, dass es auch damals durchaus nicht immer Übereinstimmungen zwischen Auftraggebern und -nehmern gab.

Und noch ein Hinweis für die Autorin: Willi Daume stellte fest „dass es doch vielfältige Wechselbeziehungen zwischen Sport und Kunst gibt, eigentlich sogar eine gewisse Verflechtung. Der Sport wurde zum Auftraggeber für die Kunst, zum Mäzen.“¹⁰⁾ Wie würde sie sich drehen und wenden, wenn sie diese und andere gleichartige Positionen erklären müsste? Denn rückblickend war es für die bildenden Künstler und die Institutionen des Sports der DDR kein Frevel, wenn sie sich von der Idee des Begründers der Olympischen Spiele der Neuzeit, Coubertin, anregen ließen, weil er überzeugend verkündet hatte, dass der Sport Auftraggeber und Gegenstand der Kunst zugleich sei. Und heute spricht man, nicht nur in ganz Deutschland, von Sponsoren und ist froh und glücklich, wenn es sie gibt. Wovon soll ein Künstler denn schon leben? Es ist erbärmlich, wenn ein Kunstwissenschaftler dieses Thema ernsthaft in Frage stellt, nur weil man es im Falle der Kunst in der DDR offenbar so von ihr verlangte.

Eine weitere Frage drängt sich beim Lesen des Buches von Britta Schmid auf. Warum werden keine Meinungen über den „Sport in der bildenden Kunst der DDR“ von Leuten zitiert, die als Besucher aus der BRD oder aus dem Ausland Werke in Ausstellungen oder in Galerien der DDR kennen gelernt hatten?

Nehmen wir als Beispiel den Eindruck, den Harald Pieper nach seinem Besuch in der Galerie der DHfK äußerte: „Wer dabei jetzt an Prachtwerke muskelstrotzender und zielstrebigster Helden und Aktivisten des Ostblock-Realismus der 50er und 60er Jahre denkt, findet sich nur noch zum Teil bestätigt. Auch in der sportlichen Kunstszene hat sich ausgewirkt, was Experten schon lange behaupten und wonach die DDR-Kunst auf eigenen Füßen steht und vor allem souverän geworden ist. Da wird munter experimentiert und phantasiert aber vor allem handwerklich gekonnt gearbeitet. Die sportlichen Kunstbanausen und die kulturellen Sportbanausen der Bundesrepublik müßten eigentlich vor Neid erbllassen.“¹¹⁾

Gleichermaßen ignoriert die Autorin auch das positive Echo auf Ausstellungen „Sport in der bildenden Kunst der DDR“ in vielen Städten Europas, von Moskau und Budapest, von Paris bis Athen, schließlich auch 1991 mit Werken der Galerie der DHfK in Städten der Bundesrepublik Deutschland wie Recklinghausen, Düsseldorf und Stuttgart. Das Publikum, die offiziellen Vertreter der Länder und Städte, bekannte Kunstwissenschaftler, die Presse, der Rundfunk äußerten vorwiegend ihren positiven, überraschten Eindruck von dieser Präsentation von Werken der bildenden Kunst. Ja selbst ein Filmteam der BBC London nahm Kunstwerke dieser Ausstellung für ihren dann viel beachteten zweiteiligen Film „Visions of Sport“ auf. Hätte die Autorin diese Tatsachen nicht verschwiegen, würde das Buch dem Leser gewiß ein differenziertes statt schablonenhaftes Bild geboten haben. Aber offenbar wollte man es so haben.

Deshalb werden vermutlich auch solche Tatsachen zurück gehalten wie das auf Anregung und mit Unterstützung des IOC 1983 in Leipzig vom NOK der DDR veranstaltete Symposium „Kunst und Sport“ der Vereinigung der Europäischen Nationalen Komitees (ENOC). Mit großem Interesse besuchten die Teilnehmer auch die Galerie „Sport in der bildenden Kunst“ der DHfK. Den allgemeinen Eindruck der Diskussion und des Galeriebesuches gibt ein Bericht wieder: Der DDR-Sport und speziell die DHfK Leipzig „konnte eine respektable Bilanz ziehen, denn die Intensität und Kontinuität, mit der Organisationen des Sports und staatliche Einrichtungen in der DDR seit fast drei Jahrzehnten die Verbindung von Kunst und Sport fördern, sind in der Tat beeindruckend“.¹²⁾

Wäre es nicht interessant und wichtig gewesen, wenn die Autorin diese Tatsachen in der zeitlich parallel verlaufenden Entwicklung der Beziehung von Kunst und Sport in der Bundesrepublik untersucht und beschrieben hätte? Für die Gegenwart und Zukunft wäre das ohne Zweifel von außergewöhnlicher Bedeutung.

Die Autorin verliert sich im Verlauf ihrer Abhandlung immer wieder in Wissenschaftsgebiete wie Politik, Kulturpolitik und Ästhetik, die die Kunsttheorie nur tangieren. Und natürlich findet sie ein Objekt für die negative Kritik, wie zu erwarten ist es die „Ästhetik des Sports“.¹³⁾ Dass es auch andere Positionen als ihre gab wird verschwiegen. Als Beispiel könnte u.a. Herbert Haag genannt werden: „Die Tatsache, daß das Werk von WITT bereits 1982 in der DDR erschienen ist, läßt diese Gesamtkonzeption und diese systematischen Analyseversuche des Zusammenhangs von Sport und Ästhetik noch mehr zu einer Herausforderung für weitere Forschungen auch im Bereich 'Sport und Ästhetik' werden“.¹⁴⁾ Sein Urteil läßt eine der Wissenschaft eigenen

Sachlichkeit ohne jede Voreingenommenheit erkennen, also eine Haltung, die der Autorin fremd zu sein scheint.

Unbegreiflich ist schließlich der Bildteil des Buches, denn 71 ausgewählte Abbildungen der Kunstwerke von Künstlern der DDR (und von Bildern einiger Künstler aus anderen Ländern und aus der Vergangenheit) werden nur in Schwarz-Weiß geboten. Man könnte annehmen, dass für den enorm hohen Buchpreis von 45,00 € ein Verlag doch wohl farbige Abbildungen liefern könne, wie vergleichsweise Bücher dieses Genres allgemein beweisen. Ist die Ursache nun in der Kalkulation der Editions-kosten zu suchen oder kann man vermuten, dass der Bildteil dem Betrachter absichtlich eine trübe Stimmung bei der Betrachtung der Bilder als Ergänzung zum Text offeriert werden soll? Mit Kunstwerken so umzugehen, besonders mit der Malerei, ist schlicht geschmacklos.

Zusammenfassend drängt sich der Schluss auf, dass die Autorin dieses Buches zwar emsig um die Sammlung von Fakten bemüht war, auf die sie ihr obskures Konzept zu stützen können glaubte. Aber die von ihr erdachte oder ihr offenbar vorgeschriebene Konstruktion eines nie existierten Phänomens namens „Sportkunst“ in der DDR darzustellen, muss einfach scheitern, weil sie - simpel gesagt - eine Lüge ist. Für eine ehrliche, aufrechte Zusammenarbeit und ernsthafte wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas „Sport in der bildenden Kunst in der DDR“ ist eine solche Darstellungsweise nicht nur ungeeignet sondern schädlich, nicht zuletzt, weil sie das Werk unzähliger, bildender Künstler, die in der DDR wirkten, verhöhnt. Eine solche Entgleisung in der wissenschaftlichen Publizistik kann nicht einfach nur als Meinungsverschiedenheit abgetan werden, denn es geht um pauschale Diskriminierungen von Künstlern, die nicht einfach hingenommen werden können.

Die beiden letzten Sätze ihres Textes setzen der Arroganz der Autorin die Krone auf: „Das Ende der DDR läutete auch das Ende ihrer Sportkunst ein. Im vereinten Deutschland hat diese Kunst, die aus der Systemkonkurrenz heraus geboren wurde, ihre Funktion verloren.“¹⁵⁾ Wer gibt ihr das Recht einer solchen ikonoklastisch anmutenden Folgerung aus ihrer Abhandlung ?

Das Gegenteil ihrer Schlussfolgerungen würde einen Sinn haben. Das setzt aber die eigene Bereitschaft voraus. Denn: „Vieles - auch und gerade in der Kunst und im Sport - hat sich in Ost- und Westdeutschland sehr unterschiedlich entwickelt. Nichts scheint deshalb wichtiger zu sein als gegenseitiges Kennen- und Verstehenlernen. Berührungsängste und Vorurteile, leider zu oft noch unverantwortlich geschürt, hindern nicht selten das Aufeinanderzugehen.“¹⁶⁾

ANMERKUNGEN

1) Schmid, Britta; Sport in der bildenden Kunst der DDR; Taunusstein 2004,

- 2) Ebenda; S. 25
- 3) Ebenda; S. 20 /21
- 4) Witt, Günter; Sport in der Kunst, Leipzig 1969;
- 5) Graßhoff, Kurt; Sportkunst und Sportfotografie; Olympische Jugend 31/1986 S. 18/19
- 6) Graßhoff, Kurt; Sportkunstwerke des Berliner Bildhauers Wilfried Fitzenreiter, Olympische Jugend 12/1986: S. 18/19
- 7) Graßhoff, Kurt; Sportkunst in der DDR; Olympische Jugend 32/1987; S.18/19
- 8) Graßhoff, Kurt; Kunst und Sport in der DDR, Olympische Jugend 31/1986; S. 18 / 19
- 9) Kühnst, Peter; Sport und Kunst - Sporting Art in der DDR; Edition Deutschland Archiv 1985;
- 10) Daume, Willi; Katalog „Anfänge des Sports - Holzstiche des 19.Jahrhunderts“; München1987 S. 3
- 11) Pieper, Harald; Süddeutsche Zeitung; 5.10.1983
- 12) Lämmer, Manfred; Symposium „Kunst und Sport“; Deutsches Sportmuseum; Nr. 3/4 1983, S. 2
- 13) Witt, Günter; Ästhetik des Sports. Versuch einer Bestandsaufnahme und Grundlegung; Berlin 1982
- 14) Haag, H., Strauß, B.G. u. Heinze, S; Theorie- und Themenfelder der Sportwissenschaft; Schorndorf, 1989, S. 94 - 123
- 15) Schmid, Britta; Sport in der bildenden Kunst der DDR, Taunusstein 2004; S. 335
- 16) Witt, Günter; „In Abwicklung ?“ Deutsches Sportmuseum Leipzig 1991; 4/5; S. 1 / 8

DAS RENNSTEIGLAUF-„PORTRÄT“ Von HASSO HETTRICH

Nach „Laufend unterwegs“ (2004) und „Superlative zwischen Elbe und Oder“ (2005) hat der Sportjournalist Klaus Weidt, Mitinitiator der DDR-Meilenbewegung und ausgewiesener Kenner der Laufbewegung und ihrer Entwicklung im Osten Deutschlands einen neuen Titel vorgelegt. „Laufend auf dem Rennsteig“ befasst sich mit der Geschichte und Faszination des GutsMuths-Rennsteiglaufs, der bedeutendsten Crossprüfung in Europa. Wer wissen möchte, wann der Rennsteig das erste Mal erwähnt wurde, wann Luther ihn überquerte oder wer ihn zwecks Vermessung erstmalig erwanderte und seit wann der GutsMuths-Rennsteiglauf immer wieder Tausende magisch anzieht, wird in der exakt recherchierten Zeittafel fündig. Selbstverständlich werden zunächst historische Wurzeln offengelegt, die Urväter und das von ihnen Geleistete vorgestellt. Die Vorläufer, die Test- und Vorbereitungsrennen werden genannt und schließlich über „Die Ersten 1973 - 1989“ berichtet. Treffend wird die Entwicklung des Rennsteiglaufs in jenen Jahren als die „Vom Quartett zum Tausendfüßler“ bezeichnet und mit der Feststellung abgeschlossen:

"Was leider aus jenen Maien-Zeiten nicht übrig geblieben ist - die sportärztliche Untersuchung, ohne die kein Läufer an den Rennsteig-Start gehen konnte." (S. 36) Und dann „Die Neuen 1989 - 2007“: Wanderpremiere (1989), Halbmarathon (1992), Kinderlauf seit 1993 (später Juniorcross), Rollstuhlfahrer (1994), Etappenlauf (1996), Staffellauf (1999) und, und... Man erfährt wann erstmalig mehr als 10.000 Teilnehmer dabei waren, wer gewissermaßen die „Rennsteigkönige“ sind und vor allem auch vieles über all jene, die dieses Lauf- und Wanderfest jedes Jahr im Mai vorbereiten und organisieren, über die „Leute im Vorder- und Hintergrund“. Geschichten, Erinnerungen und Kuriositäten, alle Sieger, die „Superteilnehmer - 30 x und öfter dabei“ (nach insgesamt 34 Rennsteigläufen) und die Sprüche. Selbst die „Kinder des Rennsteigs“, Landschaftsläufe, die begeisterte Rennsteigläufer begründeten, werden aufgelistet, ob Harzgebirgslauf, Jenaer Kernberglauf, Belziger Burgenlauf, Schweriner Fünf-Seen-Lauf oder Zittauer Gebirgs-Lauf und, und... Alles in allem ein Kompendium im Midi-Format, das durch viele, viele aufschlussreiche Daten und Fakten, Geschichten und Erlebnisse die Faszination des Rennsteiglaufs erahnen lässt.

Klaus Weidt. Laufend auf dem Rennsteig. Berlin 2007, 128 S. - Vertrieb: REISEZEIT GmbH, Lohmühlenstr. 65, 12435 Berlin, Preis 5, 00 Euro

MOTORISIERTE ZEITREISE 1957-2007

Von HORST SCHOLTZ

Anlässlich des Gründungsjubiläums des ADMV blickt der Autor auf ein halbes Jahrhundert und zieht Bilanz in einem außerordentlich attraktiven Band, der nicht nur über die Geschichte einer der erfolgreichsten deutschen Motorsportorganisationen Auskunft gibt, sondern auch über die Geschichte der Organisationen des Motorsports in Deutschland informiert und dabei deutlich macht, dass nicht auf den Kontext verzichtet werden kann und der Leser die Entwicklung des ADMV in den historischen Zusammenhängen erkennt. Natürlich wird umfassend über das Geleistete informiert, über Tiefen und Höhen, in Wort und Bild, gestützt durch eine Fülle an Daten. Eine „Ewige Bestenliste“ des ADMV für die Zeit von 1957 bis 1990 gehört ebenso dazu wie eine Übersicht über die vom ADMV ausgeschriebenen Disziplinen. Und Darlegung der Höhepunkte: die Welt- und Europameister des ADMV 1957-1990, die Mitglieder der siegreichen Trophy- und Silbervasenmannschaften von 1963-1987 und eine vollständige Meistertafel der nationalen Titelträger sowie die Sieger und Platzierten der ADMV-Meisterschaften seit 1991 sowie die ADMV-Sieger bei deutschen Meisterschaften nach 1991. Das alles und eine Fülle von Fotos und Übersichten ergänzen die exakt recherchierten Berichte und

die Stories über bemerkenswerte Ereignisse. In einer der Stories wird über die Garnison Elstal der sowjetischen Streitkräfte berichtet, die den Status eines ADMVMotorsportclubs innehatte und dessen Motorsportler Fahrerausweise und -lizenzen des ADMV erhielten, um an nationalen Rennen in der DDR teilnehmen zu können. Selbstverständlich dürfen in solch einer Sportart nicht die Partner aus der Wirtschaft und dem Fahrzeugwesen fehlen. So werden alle Firmen, Unternehmen, Betriebe und Einrichtungen genannt, die direkt an der Produktion bzw. der Bereitstellung von Motortechnik für den ADMV beteiligt waren, zum Beispiel das Automobilwerk Eisenach (AWE), das Motorradwerk Zschopau, die Firma Melkus in Dresden oder die Firma „MAVO“ Reinke in Kleinmachnow und auch der DTSB und das Staatssekretariat für Körperkultur und Sport, die jährlich Mittel für Importe zur Verfügung stellten. Der Leser kann sich schließlich über die Ortsclubs des ADMV und über alle Rennstrecken von einst und jetzt (1957-2007) informieren. *Harald Täger.. Zeitreise 1957-2007. 50 Jahre ADMV. Berlin 2007, 152 S.*

Gedenken
Prof. Dr. paed. Gerhardt Hoecke
18. Juni 1931 - 26. März 2007

Nach langer Krankheit vollendete sich das Leben von Professor Dr. sc. paed. Gerhardt Hoecke, das auch ein Leben für den Schwimmsport war. In Erfurt als Sohn eines Bäckermeisters geboren, legte er 1949 die Reifeprüfung ab und nahm eine praktische Tätigkeit im Funkwerk Erfurt auf. Das Funkwerk delegierte den aktiven Schwimmsportler 1950 an das Institut für Lehrerbildung in Erfurt. Nur kurze Zeit später wurde Gerhardt Hoecke an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena immatrikuliert. Hier studierte er zunächst zwei Semester Physik, bevor er sich für Pädagogik und Körpererziehung entschied. 1954 legte er sein Staatsexamen in diesen beiden Fächern ab. Auf Grund seines Engagements und seines Könnens im Schwimmsport wurde er von der damaligen Direktorin des Instituts für Körpererziehung, Elli Tetschke, die sich besonders für Schwimmen und Wasserspringen einsetzte, als Assistent angefordert und 1954 als wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt. Im Unterricht von Elli Tetschke hatte Gerhardt Hoecke schon vorher Aufgaben als Hilfsassistent übernommen. So schrieb sie an die Parteileitung der Universität: „Herr Hoecke gehört zudem zu meinen engsten fachlichen Mitarbeitern. Ich beschäftigte ihn schon als studentische Hilfskraft in meinem Fachgebiet Schwimmen, er schrieb die Hausarbeit für das Staatsexamen bei mir, er trat als wissenschaftlicher Assistent nur in meinem Dienstbereich des

Schwimmens ein, ich förderte ihn in den zwei Jahren seiner Tätigkeit auf das wärmste." Nach der Ablösung von Elli Tetschke als Direktorin im Herbst 1956 übernahm Gerhardt Hoecke kurzfristig das Fachgebiet Schwimmen einschließlich der Vorlesungen. 1958 wurde er offiziell Lektor für Schwimmsport. Zusammen mit Hans Weckel und später auch Manfred Möller baute er diesen Bereich am Institut für Körpererziehung zu einem in der ganzen DDR geschätzten Lehrbereich aus. Anfangs war er außerdem mit Hans Weckel im Wasserfahrtsport tätig und organisierte 1957 eine der ersten größeren Wasserwanderfahrten mit Sportstudenten verschiedener Hochschulen von Potsdam durch Westberlin zur Müritz und zurück mit Gig-Doppelvierern. Nachdem das Jenaer Institut 1960 von Dr. phil. Willi Schröder als Direktor übernommen worden war, begann eine schrittweise Neustrukturierung, bei der Gerhardt Hoecke von Beginn an in führender Position mitarbeitete. Im Rahmen der Studienreform erhielt das Institut eine neue Struktur. Es wurden vier Abteilungen gebildet: die Abteilung für naturwissenschaftliche Grundlagen der Körpererziehung unter Leitung von Dr. paed. Wolfgang Gutewort, die Abteilung für gesellschaftswissenschaftliche Grundlagen der Körpererziehung unter Leitung von Dr. paed. Lothar Köhler, die Abteilung Theorie und Praxis der Sportarten unter Leitung von Gerhardt Hoecke und die Abteilung Methodik des Sportunterrichts unter Leitung von Dr. paed. Horst Götze. Damit war Gerhardt Hoecke nicht nur für die gesamte Ausbildung der Studenten in Theorie und Praxis der Sportarten zuständig, sondern auch für die trainingswissenschaftliche Ausbildung und deren Weiterentwicklung. 1966 verteidigte Gerhardt Hoecke seine Dissertation zum Thema „Untersuchungen zur Organisation und Methodik des Anfängerschwimmunterrichts in Ferienkursen“. In diese Zeit fiel auch die Übernahme von Leitungsfunktionen in der Zentralen Studienplankommission der DDR für die Neufassung der Sportlehrerausbildung im Rahmen der 3. Hochschulreform. Diese Tätigkeit war mit entscheidend für die Wahl des Themas seiner Habilitationsschrift „Trainingswissenschaftliche Aspekte im Sportlehrerstudium“, die er 1980 verteidigte, in einer Zeit (1975-1985), in der er die Sektion Sportwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität Jena als Direktor leitete. Der bereits 1978 eingereichte Antrag des Rates der Sektion zur Berufung zum ordentlichen Professor für Theorie und Methodik des sportlichen Trainings wurde mit dem Abschluss der Habilitation als außerordentliche (a. o.) Professur bestätigt. Große Verdienste erwarb sich Gerhardt Hoecke um das Schulschwimmen. Er hatte 1968 mit Dr. Manfred Möller und Dr. Hans Weckel im Auftrag des Volksbildungsministeriums den zentralen Arbeitsausschuss Schulschwimmen gegründet sowie seine Forschungsergebnisse u.a. als Leiter des Autorenkollektivs und Autor der Schrift „Theorie und

methodische Probleme des Schwimmens" in der für die universitäre Sportlehrerausbildung herausgegebenen Reihe „Studienmaterial zur Sportwissenschaft" publiziert. Von 1972 bis 1992 war er in vielen nationalen und internationalen Leitungsgremien des Schwimmsports ehrenamtlich tätig, im Technischen Komitee der Europäischen Schwimmliga (LEN) und des Weltschwimmverbandes (FINA), als Mitglied der Jury zu den Schwimmwettkämpfen der Olympischen Sommerspiele 1976, 1980, 1984, 1988 und 1992 sowie als Gründungspräsident des Thüringer Schwimmverbands. Ab 1991 bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahr 1994 arbeitete Prof. Dr. Hoecke noch am Institut für Sportwissenschaft, wurde aber lediglich als wissenschaftlicher Mitarbeiter entlohnt. Nach dem Tode seiner Frau hielt ihn nichts mehr in Jena. Er zog zu seiner Tochter nach Magdeburg, wo er nach einem Unfall verstarb.

Hans-Georg Kremer und Werner Riebel

WILLI LANGHEINRICH

9. November 1922 - 1. Juni 2007

Begonnen werden sollen diese Zeilen mit einem Satz von Brecht: „Die kein anderes Leben außer dem ihrigen fördern, leben nur ein schwaches Leben.“ Mit diesem Zitat ist für Willi Langheinrich hinreichend erklärt, dass er kein schwaches Leben gelebt hat. Er hatte dieses Leben dem Sport der DDR verschrieben und wenn der heute noch von den Obrigkeitsmedien emsig verleumdet wird, bekundet das nur, was Männer wie er geleistet haben. Willi Langheinrich wurde selten laut, spektakuläre Auftritte sah man von ihm nie. Dass er im Alter seine Freizeit dem Angeln widmete, bekräftigt diese Feststellung. Willi pflegte zu kommen, zu hören, zu denken und zu entscheiden. An seinem Grab erinnerte man sich einer seiner Aktionen, die in die deutsche Sportgeschichte eingehen wird. Als an der Ostseeküste die ersten Hochseewerften entstanden, Schlosser und Schweißer zu Scharen ins malerische Rostock zogen, wurde dort eines Tages auch nach einer attraktiven Fußballmannschaft gefragt. Westwärts der Elbe kam der Handel mit Fußballspielern damals in Gang, aber daran war am Ostufer nicht zu denken. Willi, damals Vorsitzender der Sportvereinigung Empor, übernahm es, die im Erzgebirge nur die dritte Geige spielenden Fußballer aus Lauter zu überreden, auch nach Rostock zu ziehen. Als er dort ausstieg, waren es nur neun, die restlichen hatten es sich unterwegs anders überlegt und waren noch ausgestiegen. Beim ersten Spiel saßen 30.000 auf den Tribünen und feierten das 0:0 der „Neu“-Rostocker. Eigentlich hätten sie ihm im Rostocker Stadion noch vor der Bundesliga eine Tafel widmen sollen, aber die die Geschichte „aufarbeitenden“ Historiker nutzten den Ortswechsel fortan als ihr

Paradebeispiel für unmenschliche DDR-„Menschenreglementierungen“. Und Willi Langheinrich als einen der dafür verantwortlichen Prototypen. Er konnte damit leben, denn er wusste auch, wie hart es den anderen ankam, DDR-Athleten hinterherzuhecheln und bei Siegerehrungen die Hymne hören zu müssen. Willi war Präsident des Boxverbandes der DDR, Vorsitzender des Berliner DTSB-Bezirksverbandes und und und. Als der 50. Jahrestag der Gründung des DTSB gefeiert wurde, kam er im Rollstuhl in den Marzahner Saal und war glücklich, diesen Tag miterleben zu können.

Erhard Richter

Joachim Fiebelkorn

9. Mai 1926 - 8. Juni 2007

Als er die Welt schon verlassen hatte, langte sein Brief bei mir an:

„Meine lieben Freunde Gerhard, Günther, Hans, Helmuth, Klaus und Lothar!

Dieser Brief wird aus ungutem Grund geschrieben und nicht grundlos ohne Datum gelassen.

Ich bin in einem Alter angelangt und in einen gesundheitlichen Zustand versetzt, in dem der Gedanke an den Abschied nahe liegt. Ich aber möchte euch noch einige Worte sagen, bevor es dazu zu spät ist. Das erste und mir wichtigste Wort heißt DANKE! Ich danke euch dafür, dass ihr mich aufgelesen und in euren Kreis genommen habt. Die Stunden mit euch gehören zu den schönsten meiner späten Jahre. Außerhalb meiner Familie, in deren Mitte ich glücklich sein kann, fehlte mir über lange Jahre der eigentliche Sinn meines Lebens, die journalistische Arbeit.

Dann kamt ihr mit eurem Angebot zur Mitarbeit und plötzlich war da wieder etwas, ein Lebenszweck, ein Ziel, für das ich mit den mir eigenen Fähigkeiten nützlich werden konnte.

Ihr könnt nur ahnen, was es für mich bedeutete, meine Gedanken zu unserem Leben, zur Vergangenheit, zur Gegenwart und vielleicht auch ein wenig zur Zukunft mitteilen, aufschreiben und gedruckt lesen können.

Die Lust, Wissen aufzunehmen und nützlich anzuwenden, hat mich nie verlassen. Ich habe auch von euch gelernt und das Gelernte anzuwenden versucht, immer mit dem Wunsch verbunden, damit auch euch ein wenig helfen zu können.

Ich will hier nicht über nur scheinbar verlorene Zeiten meditieren, über unsere fröhlichen und bitteren Vergangenheiten, über frühere Erfolge und endlich böse Niederlagen. Ich will euch aber meine Überzeugung sagen, das alles, was wir an Wissen und Erkenntnissen aufschrieben, auch

unsere Irrtümer, nicht nur für unsere Zeit Gültigkeit hat. Vergesst jedoch nicht, dass dazu unabdingbar die kritische Sicht, die Suche nach Ursachen und Folgen unserer Fehler gehört. Es wird vor allem den Kommenden nützlich sein, die nach neuen Wegen suchen werden und unsere Erfahrungen brauchen. Unsere Ideen, so unzulänglich und auch falsch wir sie in die Tat umzusetzen versuchten, werden nicht mit uns sterben. Eines Tages wird unsere Erde anders sein oder sie wird nicht mehr sein.

Nun sage ich euch lebt wohl, habt Dank für alles, was ihr mir gegeben habt. Alle meine guten Wünsche für euch und eure Familien.

*Euer Freund
den ihr Jofi nanntet.“*

Ich hatte ihn noch einige Tage vor seinem Tod besucht, an seinem Bett gesessen, mit ihm über die Feier in Marzahn geplaudert, bei der der 50. Jahrestag der Gründung des DTSB begangen worden war. Er hatte sie schon nicht mehr besuchen können, wollte aber bis ins letzte Detail alles erfahren.

Trotz dieses Interesses deutete schon manches darauf hin, dass ihn der Lebensmut zu verlassen drohte. Dabei ließ sein Händedruck noch die alte physische Kraft spüren. Wir kamen übrigens mit unseren Themen nicht ans Ende. Es blieb da vieles, was er noch bereden oder beschreiben wollte. Vermutlich aber war der Brief, der uns nach seinem Tod erreichte, da schon geschrieben...

So ließ er uns irgendwie sprachlos zurück und es blieb als Ausweg nur, seinem „letzten Wort“ eine „allerletzte Antwort“ folgen zu lassen, auch wenn die ihn nicht mehr erreichte:

Lieber Jofi,

ein Leben lang für Überraschungen gut, bliebst Du Dir bis ans Ende dieses Lebens treu. Bewegt habe ich Deine Zeilen mehr als einmal gelesen. Das von Dir in Versalien gesetzte „Danke“ muss ich zurückgeben: auch ich verdanke Dir viel.

In der vorletzten Ausgabe der „Beiträge“ hattest Du über unsere gemeinsame Reise 1956 nach Melbourne geschrieben und auch über den letzten Abend im „deutschen“ Klub, als das Orchester plötzlich die Walzerweisen abrupt abbrach und „Deutschland über alles“ in den Saal schmetterte. Es war vorher vereinbart worden war, dieses gemeinsame Treffen der Athleten aus BRD und DDR von allem freizuhalten, was Streit auslösen könnte. Ich fand nach dem Ende der DDR im Archiv des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik in Bonn die damaligen Berichte des Botschafters aus Canberra und darin auch ein Papier, in dem sich

einer der Diplomaten stolz rühmte, die Hymnenintervention arrangiert zu haben.

Wir waren an jenem Abend zusammen mit dem australischen Hafenarbeiter und Kommunisten Freddi Broch nach Hause gefahren und hatten noch so lange miteinander geredet, dass die Sonne schon über dem Yarra aufstieg, als wir endlich ins Bett fielen. Als ich Deinen Brief in Händen hielt, kehrte jene Nacht Abschnitt um Abschnitt in meine Erinnerung zurück. Von jenem bundesdeutschen Wortbuch kamen wir zu unseren Lebenswegen und also auch zu unseren Erfahrungen im Umgang mit den „anderen“.

Du erzähltest, wie Du in den Krieg gezogen warst, um Hitler den Krieg zu gewinnen, wie Sturmangriffe, Trommelfeuer und Verwundung Dich verändert hatten. Wie Du deshalb nach der Heimkehr von den Fronten die Antifa-Jugend im US-amerikanischen Sektor mit aufgebaut, Dich dem 1949 gegründeten Deutschen Sportausschuss angeschlossen hattest, schon bald stellvertretender Chefredakteur des „Sportecho“ wurdest und Ärger mit irgendwelchen Betonköpfen hattest. Ich erzählte Dir, wie ich als 15jähriger an eine Flugabwehrkanone geriet und nach Kriegsende in Neukölln in der antifaschistischen Jugend aktiv war. Wir hatten die Gründung der DDR erlebt und oft gemeinsam den Kampf um ihre Rechte im Sport. Und nun hockten wir auf Bettkanten am äußersten Zipfel des anderen Endes der Welt, waren an jenem Abend Ritter von Halt begegnet, dem letzten „Reichssportführer“, der er inzwischen schon wieder war. Auch wenn man den Titel des Titels geändert hatte - der Erbe war der gleiche. Das gab uns zu denken.

Wir sind uns danach noch oft begegnet, wir haben danach noch viel gemeinsam in Angriff genommen und zu Ende gebracht. Du hattest Ärger mit „Betonköpfen“. Manches Mal saßen wir beisammen und erörterten, welchen Schaden sie unserer gemeinsamen Sache zufügten, waren uns aber auch einig, dass es keine irreparablen Schäden waren.

Als unser Uraltkumpel Werner Cassbaum Dich zum Fernsehen holte, gerieten unsere Arbeitsplätze schon geographisch weiter auseinander, aber nach 1990 spielten Entfernungen keine Rolle mehr, sondern nur die Haltung. Und da entdeckten wir im Handumdrehe, dass wir die „Alten“ geblieben waren, dass sich an unserer Gesinnung nichts geändert hatte, seit jener Nacht am Yarra. So wie 1945 begannen wir wieder geistige Trümmer beiseite zu räumen, hatten es nicht leicht dabei, waren aber unverdrossen. Während die Verbreitung der Unwahrheit stattlich honoriert - offiziell „gefördert“ - wurde, grübelten wir lange, ehe wir eine „Geschichte des DDR-Sports“ gemeinsam mit Freunden und Genossen herausbringen konnten. Du warst ebenso dabei, wie im Kreis des Vereins „Sport und Gesellschaft“ oder der Autoren der „Beiträge“.

Nun hast Du uns verlassen. Saint-Exupery schrieb einmal: „Nichts kann den verlorenen Gefährten je ersetzen. Alte Kameraden kann man sich nicht künstlich schaffen. Nichts wiegt den Schatz so viele gemeinsamer Erinnerungen auf, nichts das gemeinsame Erlebnis so viele böser Stunden, die Zerwürfnisse, die Versöhnungen und die Augenblicke, in denen das Herz warm wurde.“

*Treffenderes fiel mir in der Stunde des endgültigen Abschieds nicht ein!
Klaus*